von all denen empfohlen, daß dich jetzt soll der Teufel holen – bei aller Freundschaft mußt du sehen, dann könnt' ich nicht mehr widerstehen.“

Das ist damals in einer Tonart gesagt worden, die nicht nur kabarettistisch klang, sondern die durchaus vielleicht einigen Leuten etwas unangenehme Gefühle bereitet hat (Heiterkeit), wogegen ja nichts weiter zu sagen ist.

Jetzt gegen Ende noch ein Wort zu den Grenzen: Der Sturz des Regimes ist natürlich auch hier in Jena durch solche Aktivitäten nicht möglich gewesen. Mehr als Verunsicherung war nicht zu erreichen, solange der sowjetische Stützfeiler da war, aber hier in Jena genauso wie an anderen Orten in der DDR konnte eine allmähliche Zermürbung der breiten Basis des Regimes, also des Funktionärsapparates, der Leute, die die SED-Diktatur mehr oder weniger mitgetragen haben, erreicht werden, weil sie immer mehr verunsichert wurden – bis zu einem solchen Zustand, daß sie dann, als der sowjetische Stützfeiler verschwand, zusammensacken konnte.

Eine letzte Bemerkung zu dem, was die Oppositionsgruppen der frühen Zeit bis in die fünfziger Jahre betrifft, über die noch sehr wenig Details bekannt sind, weil ganz einfach die Aktenführung der Stasi aus jener Zeit oft dürftig ist. Zum Teil sind es russische Akten, die gar nicht zugänglich sind, zum Teil ist das Interesse auch erst in letzter Zeit allmählich erwacht, die frühe Zeit Ende der vierziger Jahre intensiver zu erforschen. Aber auch diese frühen Gruppen haben natürlich dazu beigetragen, daß dem Vorwurf begegnet werden kann, die Deutschen hätten eine sich entwickelnde Diktatur wiederum widerspruchslos hingenommen.

Die Oppositionellen der frühen Jahre könnten natürlich heute zu dem deprimierenden Ergebnis kommen: Hätten wir es doch abgewartet, wären wir doch ruhig sitzen geblieben und hätten gewartet, bis die Implosion von 1989 dann den Kommunismus in Europa überwunden hat. Im Zusammenhang mit den verdeckten Wirkungen, von denen ich schon gesprochen habe, also der Verunsicherung des Regimes und der Bindung von MfS-Kapazitäten in der DDR, was ja auch dem Westen zugute gekommen ist, kann man an dieser Stelle einmal ein Wort von Lajos Kossuth aus dem Jahre 1849 zitieren, das manche schon kennen, weil ich es vor vergleichbarem Publikum manchmal zitiert habe.

Er hat, nachdem russische und österreichische Truppen gemeinsam die ungarische Revolution von 1848 niedergeworfen hatten, sich folgendermaßen geäußert: „Wir haben nicht gesiegt, aber gekämpft. Wir haben unser Land nicht gerettet, aber verteidigt. Wir haben die Tyrannei nicht gebrochen, aber ihren Lauf aufgehalten, und wenn einst unsere Geschichte geschrieben wird, werden wir sagen können, daß wir widerstanden haben.“ (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Ich hoffe, Sie gestatten mir, daß ich gleich von den recht gut beschriebenen fünfziger Jahren einen Sprung mitten hinein in die siebziger Jahre mache.

Jürgen Fuchs, wie hat sich Dir die Entwicklung dargestellt? Gab es irgendeine Verknüpfung zwischen dem an widerständigem Verhalten, wovon wir heute gehört haben, und dem, was dann in den siebziger Jahren eine Rolle gespielt hat, oder mußtest Du, mußtet Ihr von einem Nullpunkt beginnen?

Jürgen Fuchs: Nachdem ich jetzt Thomas Ammer genau zugehört habe, muß ich sagen: Als ich Anfang der siebziger Jahre nach Jena kam, habe ich davon wenig konkret gewußt. Ich habe jetzt noch Gewissensbisse, wenn ich mir überlege, was ich nicht wußte. Wenn aber die Haltung da ist, es wissen zu wollen – und die war bei Leuten wie mir und vielen hier im Saal da –, dann brachte das ja auch einen Blick mit sich, der sucht und etwas wissen will.

Das erste, was ich ganz kurz sagen will – ich will mich kurz fassen und nur Stichpunkte geben, auch auf diesen Beitrag von Thomas Ammer reagieren –, ist: Wenn nach Motiven für nicht konformes Verhalten gefragt wird, dann ist zu sagen, daß solche großen Gedanken, welche Programme, welche Endziele es gibt, überhaupt nicht anvisiert waren. Es war ein Bruch, es war eine Herausforderung, es war eine sofort existentielle Frage.

Ich will es kurz biographisch andeuten. Wer zum Beispiel als junger Mann mit 20 Jahren von der Armee als Rekrut kam, wer als junges Mädchen oder junge Frau in diese traditionsreiche Stadt hineinging und dann auch diesen Druck spürte, der da war, mußte sich natürlich überlegen: Wie werde ich kein Schwein? Wie halte ich diesen Blick im Spiegel aus?

Die existentielle Frage, die Hannah Arendt in einer anderen Weise gestellt hat, lautete: Warum sind viele keine Kollaborateure geworden, keine IMs, keine Stasi- oder Parteitäter? Ihre Antwort war: weil sie nicht lebenslänglich mit sich selbst als einem IM oder einem Täter zusammenleben wollten. Das war eigentlich die Grundfrage, vor der wir standen.

Das zweite – als Stichpunkt – kam bei Ihnen nur indirekt vor: Ganz wichtig in den siebziger Jahren war der Gedanke und die Haltung: Wie werden wir in Kunst und Wissenschaft frei, auch in der Literatur? Die Frage von Freiheit, zu sagen und zu denken, was man will, und zu schreiben, was man will, war ganz entscheidend.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es für diesen kleinen Staat DDR schon bedeutsam war, daß in diesen Jahren bis 1976 zum Beispiel Wolf Biermann oder Robert Havemann hier in Jena angereist sind, Quartier genommen haben, daß die Tochter Havemanns hier studierte oder Christa und Gerhard Wolf mit Lesungen da waren, die alle umkämpft waren – anschließend gab es große Auswertungen oder Verbote –, daß auch Stefan Heym da war, auch Rainer Kirsch da war und ein Theaterstück, das verboten war, aufgeführt wurde. Diese kulturell-künstlerischen Impulse waren natürlich überhaupt nicht kleinkariert und waren, von wenigen ausgehend, natürlich quantitativ schwach, aber hatten doch hohes und höchstes Niveau.

Dieses – ohne das jetzt für mich selbst in Anspruch zu nehmen – möchte ich nur einmal sagen. Es kann ja wirklich passieren, daß in solchen diktatorischen Staaten – die DDR ist ja nur ein Beispiel; in den anderen osteuropäischen Staaten ringsherum sehen wir es auch – wenige etwas bewirken, wenn sie aus solchen Berufen heraus reagieren, wie ich es jetzt andeute, oder an der Universität sich erinnern, daß es ein studentischer Auftrag ist, rebellisch zu sein, nicht ganz verschlafen zu sein, zumal hier einmal Schiller oder Hölderlin waren, ja sogar Marx mal schnell eine Dissertation abgegeben hat.

Bitte beachten Sie auch folgendes: Hier in dieser kleinen Stadt, wo man zu Fuß durch den Kern gehen kann, ist es natürlich ganz schnell herum, wenn ein Buch wie „Stücklohn“ von Haraszi, einem ungarischen Schriftsteller, hier kursiert oder auch – von „Rotbuch“ gekommen – Berichte über die Streiks in Polen 1970/71, die Protokolle der Diskussion in der Werft. Es ist von Bedeutung, daß Reiner Kunze oft in Jena war, seine Tochter Marcela Kunze in Jena lebte und Literatur gerade über den „Prager Frühling“ in diese Stadt kommt. Das ist ein Nährboden, den Sie nicht unterschätzen dürfen, weil sich das unmittelbar ausgewirkt hat und Multiplikatoren fand – solche, wie sie teilweise hier im Saal sind. In meinem Fall war das so, weil mich das politisch, künstlerisch interessierte.

Eine ganz große Rolle spielte auch, Geschichte, die jetzt Thomas Ammer dargestellt hat, wissen zu wollen. Was waren die großen Anreger? – Eine ganz kolossale Wirkung bei vielen Freunden, die ich Ihnen jetzt sofort nennen könnte, hatte zum Beispiel Heinz Brandt mit seinem Buch „Ein Traum, der nicht entführbar ist“, in dem dann natürlich auch die Geschichte der Zeit ab 1933 hochkam, die Geschichte des deutschen Juden und Kommunisten, des in Auschwitz eingewiesenen, des knapp der Liquidation entkommenen und in der DDR-Zeit nach Bautzen, nach Brandenburg entführten Heinz Brandt wieder gegenwärtig wurde. Da waren wir unmittelbar mit Geschichte konfrontiert.

Vielleicht kann ich Ihnen einfach emotional zeigen, wie uns das aufgeregt hat, einen Weg dort heraus zu suchen, zum Beispiel Solidarität zu Biermann und Havemann auszudrücken, als sie als Dissidenten umkämpft waren – das war sehr wichtig.

Ich erinnere mich an eine Szene in der Wohnung des Bildhauers Leibner. Ev und Frank Rub wohnen ganz in der Nähe. Sie sind hier, haben ausgestellt; leider Ev Rub nicht. Sie ist nur eine Ehefrau, aber auch eine bedeutende Malerin, und es ist eben manchmal so, daß zwei Leute malen.

Ich erinnere mich, daß das Radio lief und im RIAS aus Teil 1 von Solshenizyns „Archipel GULag“ gelesen wurde. Zum Glück wurde es im RIAS in deutscher Sprache gelesen und gut empfangen. Was für eine große Herausforderung, nun endlich Klartext zu sprechen – das ist mein nächstes Stichwort –, die Sklavensprache, die Andeutungen zu überwinden und ins Offene zu kommen!

Das war eigentlich auch der ironische Zuruf von Biermann, als er hier war. Er hat ständig provoziert. Erstaunlich, wie dieser Mann selbst im Jahre 1994 noch provozieren kann; sofort wird er genannt, im ersten Referat. Seine Vitalität ist offenbar noch da. Er hat uns ständig provoziert und gefragt, ob wir hier irgendwie einschlafen und nicht mehr richtig formulieren können.

Der Übergang zum Klartext war etwas, was Folgen hatte. Die sogenannte Wallraff-Methode wurde angewandt. Nun darf ich es doch für mich in Anspruch nehmen. Ich habe die „Gedächtnisprotokolle“ geschrieben. Es sind ja einige Kollegen von der Universität da, die damals Dozenten waren. Sie haben es bemerkt, wenn jemand auch in die Partei hineingegangen ist, eine kurze Zeit dort sein durfte, dann mit allen Pauken und Trompeten hinausgeschmissen wurde und die Dokumente dann sofort veröffentlicht wurden. Wodurch? Aufgehetzt durch Leute wie Biermann.

Von Bedeutung waren auch die Kontakte zu Heinrich Böll und Günter Wallraff, und diese Kontakte wurden durch die kulturellen, literarischen und politischen Schienen in die Stadt hineingetragen, die ich angedeutet habe.

Letztes Stichwort: Wir haben uns damals sehr gegen Gruppenbildung gewandt. Wir merkten, daß die Staatssicherheit in ihrer Strategie immerzu Gruppen bilden und möglichst noch Waffen unterschieben wollte, und diese Gruppenbildung, staatsfeindliche Gruppenbildung, dieser kleine Klüngel in der Wohnung, der es gut meint, ganz heimlich ist – das war im Grunde ein Abziehbild, eine Gefahr der Staatssicherheit. Michnik sprach in anderem Zusammenhang in bezug auf Polen von der Gefahr der Illegalität. Wir haben darauf reagiert, indem wir gesagt haben: „Nun sagen wir alles, was wir denken, auch in die Wanzen hinein, und über die Dinge, die wirklich ganz wichtig sind, weil man nicht darüber sprechen kann, zum Beispiel Bücherschmuggel, um Manuskripte zu transportieren, sprechen wir nicht, das machen wir einfach. Aber wir gehen heraus aus dieser komischen Gruppenbildung, aus diesem Gedanken, aus kleinen Gruppen heraus die Gesellschaft kippen zu wollen.“ Das ist ja eigentlich die stalinistische oder leninistische Vorstellung, die Gesellschaft mit kleinen, geheimen Gruppen kippen zu wollen.

Dieser Weg war dann doch versperrt, einmal durch den Terror selber, aber auch durch die Antwort, die gekommen ist, und es hat sich dann daraus etwas entwickelt – das kann vielleicht heute noch durch andere vertieft werden –, was auch neu war und im Deutschen vielleicht nicht so häufig ist.

Sie haben viel über Wehner gearbeitet, und wenn ich jetzt an Brandt denke, erinnere ich mich: Als ich nach West-Berlin kam, stand dort „Brandt an die Wand!“ Was ist mit diesen deutschen Emigranten?

Als wir herausgeworfen wurden, in dieser komischen Situation der Ausbürgerung – und das ging ja in den ganzen achtziger Jahren weiter –, waren wir paradoxerweise, obwohl in Deutschland und auch teilweise ganz gut aufgenommen, wieder vor einer Mauer und in einer gewissen Weise, sehr

abgeschwächt, Emigranten. Daß wir an dieser Stelle sowohl die Diskussion mit dem Westen als auch die Beziehungen zum Westen aufgenommen haben und ins Freie gekommen sind, aber auch die Beziehungen nach Osteuropa und in die DDR nicht abreißen ließen, die Mauer durchlöchert haben und durch Friedensbewegungen, durch ökologische Initiativen, durch das, was auch in der Sozialdemokratischen Partei durch Leute wie Weisskirchen oder Thomas Meyer zustande gekommen ist, Fäden geknüpft haben, war sehr wichtig.

Und ich sage noch einmal – ein bißchen leise, aber doch zu verstehen –, daß die Weltsprache „Literatur“ eine solche war, die über die Grenzen gekommen ist. Das hat dazu beigetragen, daß keine Ruhe eingekehrt ist. Daß dann solche Regime, die durch so schmallippige, unmusische Leute an der Spitze repräsentiert sind, zusammenbrechen, ist vielleicht folgerichtig. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Noch einen Sprung zu Roland Jahn. Wie kommt jemand dazu, sich am 1. September 1982 auf das Fahrrad zu setzen, eine Fahne von Solidarnosc in der Hand oder am Rad befestigt, um deutlich zu machen, daß es einen Zusammenhang zwischen dem, was außerhalb Deutschlands im Osten geschieht, und dem, was in der damaligen DDR geschieht, gibt?

Roland Jahn: Wie kommt jemand dazu? – Das kann man natürlich nicht auf diesen einen Tag festlegen, auf diese eine Aktion, sondern das ist eine ganze Entwicklung.

Es ist heute vormittag über Motivation gesprochen worden. Es fängt in der Schule an. In der 10. Klasse wird der Freund von der Prüfung ausgeschlossen, weil er zu lange Haare hat. Das war 1970. Die Leute aus Jena, aus der DDR wissen das, Westdeutsche wissen wahrscheinlich nicht, was das bedeutete. Einmal die Haare über die Ohren zu tragen hieß, die Abschlußprüfung nicht machen zu können.

Diese Erlebnisse gehen dann weiter. Man kann wirklich stundenlang darüber erzählen, wie die Politisierung fortschritt. Das heißt, der kleinste Protest gegen diese Erscheinungen zog einen immer weiter hinein.

Ich fuhr damals zum Volksbildungsministerium hin und protestierte dagegen. Was geschah? Es gab Reaktionen an der Schule, und immer weiter ging es hinein.

1974, Freunde in Jena feierten Verlobung; es waren ungefähr 30, 40 Leute da. Es ging natürlich lustig zu – auf einmal kam die Polizei. Es wurde geräumt, es wurden Knüppel eingesetzt, die Leute wurden zusammengeschlagen und abtransportiert. Was machten wir, was machten unsere Freunde? – Sie schrieben sogenannte Eingaben, um sich zu beschweren: „Das kann doch nicht sein, daß hier einfach so ein Übergriff geschieht.“

Das heißt, man hatte den Glauben an Gerechtigkeit. Das Ergebnis war, daß diese Freunde, die die Eingaben geschrieben hatten, inhaftiert wurden,

mehrere Monate ins Gefängnis mußten, weil sie gesagt hatten: „Ihr Schweine, hört endlich auf!“ – oder so etwas. Oder: Eine Frau ist gegen den Spiegel geschubst worden, der Spiegel zerbrach, sie nahm die Glasscherbe und sagte: „Seht an, was ihr gemacht habt!“ Im Prozeß hieß es dann, sie sei mit der Glasscherbe auf den Polizisten losgegangen.

Diese Erfahrungen zogen einen wieder weiter hinein. Das war 1974, in einer Zeit, in der man das Gefühl hatte, daß es in der großen Politik etwas vorwärtsgeht. 1973 gab es die Weltfestspiele.

Dazu gehört auch meine eigene Erfahrung bei der Bereitschaftspolizei. Das ist ganz wichtig, und ich denke, das muß man immer wieder betonen. Wir alle haben eine Biographie; Jürgen Fuchs hat ein ganzes Buch über seine Armeezeit geschrieben. Das heißt, wir waren junge Menschen, wollten auch in dieser DDR leben und gestalten. Bei der Armee oder Bereitschaftspolizei erlebte man aber beispielsweise, daß Übungen gemacht wurden, wie man Studentenproteste in Jena niederschlägt. Einige Jahre später studiert man dann selber an dieser Universität und ist kritisch, und man weiß, diese Bereitschaftspolizei ist in Rudolstadt, 40 km weg von hier, und kommt, wenn es ernst wird.

Gleichzeitig gibt es aber das Erlebnis dieser Universität. Man studiert und denkt, dort sind kritische Geister, man spürt plötzlich eine Anpassung, die so weit geht, daß sich am Ende die engen Freunde lossagen, wenn es hart auf hart kommt.

Die Ausbürgerung Biermanns 1976 ist heute auch schon öfter angesprochen worden. Mit dreizehn gegen eine Stimme wurde der Beschluß über meine Exmatrikulation von der Universität gefaßt. Und schon war ich wieder an einem Punkt, an dem es nur noch einen Weg gab – sich klar zu bekennen. Ich wurde zur Bewährung in die Produktion bei Zeiss Jena geschickt. Das war in einer Zeit, als man dachte, wir müssen neue politische Wege suchen, gerade auch, weil die Freunde wie Jürgen Fuchs und Thomas Auerbach nach West-Berlin ausgebürgert wurden. Es war auch eine Zeit der Ohnmacht.

Wir wußten: Wenn wir uns jetzt wieder als Gruppe zusammenschließen, können wir als nächste ins Gefängnis kommen. Jahre der Ohnmacht waren das. Wir haben nach Wegen gesucht. Irgendwie war es auch eine Zeit, in der man Einzelaktionen gemacht hat.

Deswegen bin ich zum Beispiel auf die Idee gekommen zu sagen: Solidarnosc, das ist ein Zeichen. Hier muß auch etwas geschehen, bei diesen angepaßten Zeiss-Arbeitern. Das war das Empfinden. Ich habe aber auch viele Arbeiter gefunden, die ihre Meinung gesagt haben, wenn es darauf ankam. Trotzdem gab es so ein dumpfes Gefühl dieser Angepaßtheit. Rudi Molt sprach heute früh von dem Zwang zur Unaufrichtigkeit. Ich wollte ein Zeichen setzen und sagen: „Seht, Solidarnosc!“ Ich sagte mir: „Ich mache eine Fahne ans Fahrrad und werde nicht verhaftet.“

Die Naivität damals war – das sage ich jetzt – die Annahme, daß, wenn ich die DDR-Strafgesetze genau beachte, sie einhalte, mir nichts passieren kann. Eine polnische Fahne am Fahrrad mit der Aufschrift „Solidarität mit dem polnischen Volk!“ – das war die Staatslosung, die habe ich im „Neuen Deutschland“ gelesen und hingeschrieben. Eine kleine Doppeldeutigkeit war, daß es in Polnisch geschrieben war, mit dem Schriftzug von Solidarnosc. Damals hatte ich die Naivität, daß ich damit vor Gericht natürlich bestehen kann. Wer will mich einsperren?

Und ich fuhr Monate – Monate! – mit dieser Fahne am Fahrrad durch Jena, und auch Arbeiter riefen mir zu „ha, Solidarnosc !“, und es war Sympathie da. Ich habe die Fahne auf meinem Schreibtisch im Büro gehabt, und es passierte nichts. Ich wurde auch einmal festgenommen von einem übereifrigen Polizisten; es passierte nichts, als ich sagte, es sei doch nicht verboten.

Es passierte erst etwas, als es immer weiter ging, als ich angefangen habe, das Heiligtum anzukratzen, nämlich die Staatssicherheit. Im Jahre 1981 kam unser Freund Matthias Domaschk aus der Untersuchungshaftanstalt nicht wieder. Da war das Gefühl da, es kann jeden treffen, es geht hier um Leben und Tod, nicht nur um irgendwelche Kinkerlitzchen, sondern um Leben und Tod. Dieses Gefühl heißt, jetzt müssen wir auch klar bekennen.

Wir haben damals gesagt, wir müssen Aktionen machen, Flugblätter drucken. Aber in einer Stadt wie Jena weiß man schnell, wo die Flugblätter herkommen. Da habe ich gesagt, daß wir auch da wieder die Strafgesetze beachten müssen, ganz naiv. Ich habe die SED die Flugblätter drucken lassen, nämlich in der Zeitung „Volkswacht“, und habe sie ausgeschnitten. Die Jenaer wissen, daß es gar nicht so einfach war, so eine Zeitung zu besorgen. Freunde halfen mit Zeitungen, Postboten halfen usw., und dann haben wir es geschafft, zu zweit 100 dieser Anzeigen in der Stadt zu kleben, Todesanzeigen für Matthias Domaschk.

Die Stasi hat mich vernommen, hat mich verhört, aber sie konnte mich nicht einsperren – dachte ich; bis zu dem Punkt, an dem mir diese kleine Aktion dann nicht mehr genug, sondern mir wichtig war, daß die Öffentlichkeit davon erfährt. Was nützt es, wenn die Stasi irgendwo etwas abkratzt, und ich habe meine Selbstbefriedigung? Das war ähnlich wie in den kleineren Gruppen, von denen Jürgen Fuchs sprach: Wir mußten hinaus, wir mußten in die Öffentlichkeit.

Das heißt, ich habe dann organisiert, daß all diese Aktionen auch im Westen bekannt wurden. Das war der Punkt. Als dann im „Spiegel“ eine Veröffentlichung über den Diebstahl einer Gedenkplastik für Matthias Domaschk vom Jenaer Friedhof abgedruckt war, wurde ich verhaftet. Anlaß: polnische Fahne am Fahrrad, zufällig am 1. September. Der Stasi-Vernehmer sagte nur: „Die polnische Fahne, das ist doch nur Kompott. Es geht doch hier um uns, um Ihre Aktion zu Domaschk.“

So setzt sich das immer weiter fort. Die Erfahrungen der Haft: In der Haft wird das Arbeitsgesetzbuch außer Kraft gesetzt. Es wird ein Arbeitsgerichtsprozeß durchgeführt; man sagt: „Sie werden aus dem Betrieb entlassen.“ Das war nicht zulässig, weil man erst nach dem Strafprozeß entlassen werden durfte. Nach dem Prozeß – ich wurde entlassen, und es wurde mir Recht oder Unrecht gesprochen – kam der Vernehmer herein und sagte mir: „Haben Sie nun gesehen? Es kommt nicht darauf an, wer recht hat, sondern wer die Macht hat.“ Dann fügte er noch hinzu: „Und die haben wir im Interesse der Arbeiterklasse.“

Das heißt, ein Punkt nach dem anderen kam, bei dem man auch seine Naivität abstreifte, bei dem man dann plötzlich sah: Dieses System, das sich Mitte der siebziger Jahre besonders nach außen hin als ein demokratischer Staat repräsentiert hat, von vielen bundesdeutschen Politikern auch so gesehen worden ist, hat eine Maske, und wenn man sie herunterzerrt, ist es nicht bereit, die Gesetzlichkeiten, die es sich selbst gegeben hat, zu akzeptieren. Ich wurde für diese polnische Fahne zu einem Jahr und zehn Monaten verurteilt.

Um das vielleicht noch abzurunden: Gerade das Bleiben hat heute eine Rolle gespielt, das Bleiben in der DDR, dort Opposition zu sein, nicht wegzugehen. In meinem Fall habe ich genau gespürt, wie schnell es gehen kann, daß man hinausgetrieben wird, und ich mußte mich korrigieren.

Ich war immer gegen diese Ausreiser; von denen habe ich mich verraten gefühlt. Ich mußte mich insofern korrigieren, als ich gesehen habe, daß diejenigen, die sich gegen die Ausreise am meisten wehren und andere beschimpfen, dieser Ausreise am nächsten sind. Das geschieht mit so subtilen Mitteln, so, daß jeder Pfarrer sich hinsetzen und sagen kann, das seien alles nur Verräter, die alle nur in den Westen wollten.

Ich denke, gerade die Haft hat bei vielen Freunden dazu geführt, daß sie dann gesagt haben: „Was soll das noch, wenn ich rauskomme? Mich holt keiner mehr ab.“ – Das wird natürlich dann dadurch beeinflusst, wenn zum Beispiel Rechtsanwalt Schnur in die Haft kommt und fragt, ob man nicht lieber ausreisen wolle. Wahrscheinlich kennt jeder den Namen des Rechtsanwalts Schnur und weiß, in wessen Auftrag er das gemacht hat. Trotzdem hat man es in Jena nicht geschafft, weil es Proteste aus dem Westen gab.

Man muß wahrscheinlich ganz, ganz viel erzählen in diesem Zusammenhang. Während meiner Inhaftierung wurden noch andere Freunde inhaftiert, es gab die großen Protestaktionen, die Schweigeminuten, und wir wurden als Jenaer Friedensgruppe in dem Sinne im Gefängnis gehalten. Die Proteste im Westen haben dazu geführt, daß wir wieder hinausgelassen wurden. Das war einmalig.

Damit sind wir bei dem Punkt, wie der Westen geholfen hat. Das war nämlich ganz, ganz viel, und er war immer auch ein Strohalm für die Leute in Haft. Dieses Herauskommen aus dem Gefängnis, zu sagen: „Ich bleibe, ich

gehe nicht weg, obwohl ich auf Anraten von Herrn Schnur im Knast einen Ausreiseantrag geschrieben habe, ich bleibe in dieser DDR.“ – Das hat auch wieder nichts genutzt, denn sie haben ihre Gesetze wieder auf den Kopf gestellt, und nach drei Monaten haben sie mich auf der Straße festgenommen, in Knebelketten gelegt und mit dem Zug nach West-Berlin gebracht. Das bedeutete für mich die Erkenntnis: Am Ende werden sie auch dazu bereit sein, denjenigen, der bleiben will, mit Gewalt hinauszubringen.

Deswegen muß man ganz, ganz vorsichtig sein, wenn man Leute, die den Entschluß faßten, wegzugehen, verurteilt. Bei den einen kann schon der Rausschmiß von der Uni der Anlaß sein, und bei den anderen ist es das Jahr Haft, und bei den letzten muß es halt die Gewalt sein, aber Unrecht ist nur subjektiv erlebbar, und jeder muß die Freiheit haben zu entscheiden, wann er geht. Das ist ganz, ganz wichtig. (Lebhafter Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Herr Marx, jeder muß die Freiheit haben zu gehen, wann er will, und er selbst entscheidet ganz allein. Wie waren die Erfahrungen, die Sie gemacht haben?

Hermann Marx: Meine Erfahrungen beim Gehen waren sehr einfach. Ich hatte die fünf Jahre hinter mir. Meine Frau war tagtäglich vom Staatssicherheitsdienst bedrängt und bedroht, über viele Monate nach meiner Verhaftung hinweg, und es war keine Lebensgrundlage da, um dort weiterzumachen.

Es kommt etwas Weiteres hinzu – das will ich einmal dem voranstellen, was ich aus meiner Zeit, nämlich der Zeit von 1947 bis 1952, zu berichten habe –, was heute hier vielleicht ein bißchen untergegangen ist. Ich bin sehr beeindruckt von dem, was über die siebziger und achtziger Jahre alles an Material zusammengetragen ist und umgesetzt und veröffentlicht wird. Ich bin ein wenig traurig darüber, daß über die Zeit davor so wenig da ist, und ich frage mich immer wieder: Warum? Könnte da nicht mehr getan werden?

Ich schränke sofort ein: Ich weiß aus vielen Gesprächen gerade mit jungen Wissenschaftlern, die gerade jetzt an diese Zeit herangehen und aus den Archiven heraus arbeiten, daß auch noch etwas anderes dabei ist, und das bitte ich Sie zu bedenken. Das ist bis jetzt noch gar nicht zur Sprache gekommen, obwohl es allen unseren Berichten immanent ist. Es ist die ganz andere Öffentlichkeit, die es für die siebziger und achtziger Jahre gegeben hat.

Das, was in den vierziger und fünfziger Jahren passierte, ist in einem so engen Rahmen öffentlich geworden – selbst wenn Berichte nach draußen gedrungen sind –, daß es heute zu einem großen Teil wieder der Vergessenheit anheimgegeben ist. Wir haben heute schon gehört, über wieviele Menschen, die verhaftet worden sind, es hinterher keine Berichte mehr gegeben hat, so daß wir heute gar nicht mehr wissen, was aus denen geworden ist. Auch dies gehört dazu; das müssen wir akzeptieren. Das ist die Situation. Aber wir müssen sehen, daß wir ein Stück mehr herausfinden aus dem, was in den

vierziger und fünfziger Jahren passiert ist, damit wir auch diese Periode so darstellen können, daß sie verständlich wird. (Beifall)

Ich bin 1924 in Erfurt geboren, dort zur Schule gegangen, Kriegsdienst von 1942 bis 1945, Abitur 1946 in Erfurt, Studium der Rechtswissenschaften vom Wintersemester 1947 bis 1950 in Jena, seit 1949 verheiratet, März 1952 als Gerichtsreferendar beim Landgericht Erfurt, vom Staatssicherheitsdienst verhaftet, als Leiter einer Widerstandsgruppe von Studenten und ehemaligen Studenten der Liberalen Hochschulgruppe in Jena zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, U-Haft der gesamten Gruppe im Stasi-Gefängnis in Hohenschönhausen, wohl – wie wir wahrscheinlich nicht zu Unrecht vermuten – zunächst mit der Absicht, einen Schauprozeß zu machen, weil Ulbricht über diese Gruppe zweimal öffentlich bei SED-Veranstaltungen gesprochen hat.

Im Oktober 1956 wurde ich nach Intervention von Thomas Dehler entlassen, direkter Weggang nach West-Berlin, von 1960 bis 1970 Rechtsanwalt, Verlagsleiter, Justitiar und dann Personal- und Organisationsleiter in der F.D.P.-Bundesgeschäftsstelle, 1970 bis Ende 1979 im BMI und Bundeskanzleramt und dann wieder im BMI. 1970 bis 1972 war ich Mitglied der Verhandlungsdelegation der Bundesrepublik für Transitabkommen, Verkehrsvertrag und Grundlagenvertrag. Seit 1980 bin ich wieder Rechtsanwalt.

Meine politische Orientierung war wie bei vielen jungen Menschen, die damals an die Universität gingen, weitgehend durch Maßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht und die aufdringliche Bevorzugung der SED bestimmt. Schlüsselerlebnis war eine erste Verhaftung während des Kommunalwahlkampfes 1946, als ich gegen den Auftritt eines SED-Redners protestierte. Damals wurde ich Mitglied der LDP. Meine Mitarbeit in der LDP-Hochschulgruppe hat sich schnell verfestigt, insbesondere nach der Immatrikulation 1947. Dort habe ich dann diese Zeit erlebt.

Ende 1947 fanden gerade die Studentenratswahlen in Jena statt. Das heißt, in den einzelnen Fakultäten wurden die Vertreter für die Fakultäten gewählt. Das waren noch Versammlungen, die durchaus nach demokratischen Gesichtspunkten abliefen. Es wurden Fragen gestellt – auch an die SED-Vertreter – nach HJ-Führervergangenheit und NSDAP-Mitgliedschaften, was für sie sehr peinlich war. All dies spielte sich damals noch in einem freieren Rahmen ab, aber es waren auch zugleich wohl die letzten Studentenratswahlen, die nach solchen demokratischen Spielregeln durchgeführt worden sind.

Damals wurde als Vorsitzender Bernhard Reichenbach von der LDP gewählt, der schon in der Periode davor Studentenratsvorsitzender und auch Zonensekretär im studentischen Zonenrat war. Gleichwohl hat die SED alles darangesetzt, um diesen Mann zu beseitigen. Es ist ihr gelungen, indem die gewählten Studentenratsmitglieder zum sowjetischen Offizier geführt wurden und im Beisein der Frau Torhorst, der Kultusministerin, so lange bedrängt worden sind, bis sie an einzelnen Punkten nachgegeben haben, obwohl Reichenbach

im Beisein des Majors Malzew noch erklärte, daß er nicht zurücktrete. Er mußte dann den Vorsitz an Binternagel, SED, abgeben.

Doch auch dieser Studentenrat und gerade dieser Studentenrat hat die SED-Vertreter immer wieder überstimmt oder eigene Positionen in den öffentlichen Sitzungen vorgetragen, denn der Studentenrat tagte damals öffentlich in der Mensa, und es war immer das Publikum, nämlich die Studentenschaft, dabei. Das hat die SED benutzt, um nun reihum gegen CDU- und LDP-Studentenräte zusammen mit den beiden Hochschulgruppen vorzugehen. Das trifft vor allen Dingen auf die Legislaturperiode 1947 bis 1949 zu. Danach hatte der Studentenrat seine Hauptaufgabe, die Interessen der Studenten zu vertreten, so gut wie völlig verloren.

Weil wir uns jetzt hier zeitlich beschränken müssen, habe ich für das Sekretariat zur Arbeit des Studentenrates von 1947 bis 1949 aus den Studentenratsprotokollen dieser Zeit, die sich im Universitätsarchiv in Jena befinden, eine Auflistung von Einzelaktionen beigefügt, die sowohl die Verfolgung der aus Sicht der SED mißliebigen Studentenräte aufzeigt als auch deutlich macht, daß über den ganzen Zeitabschnitt Opposition betrieben worden ist, die sich wegen der ständig drohenden persönlichen Gefahr auch als Widerstand gegen das Regime darstellt.

Das gilt auch für andere Aktionen, etwa die Rückkehr des Herrn Georg Schneider, Biologe. Er kam 1947 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft zurück und war dafür vorgesehen, den Kader der SED im Wissenschaftsbereich, der ja so minimal klein war, daß man ihn um diese Zeit gar nicht sehen konnte, zu verstärken und nach vorn zu bringen. Als Schneider seine Antrittsvorlesung hielt, wurde er von den Studenten ausgescharrt. Das Ergebnis war: Die Zulassungen wurden überprüft, und über 100 Studenten wurden als angebliche Militaristen von der Universität verwiesen.

Auch das sind Aktionen gewesen, die natürlich ihre negativen Auswirkungen hatten, die aber immer wieder gezeigt haben, daß die Studentenschaft sich mit dieser Entwicklung einfach nicht abfinden wollte.

Da gibt es kleine Dinge, über die man lachen kann, aber sie stellen doch ein bißchen auch die ganz andere Situation in dieser ersten Periode dar. – Im Oktober 1947 hielt der thüringische Ministerpräsident Werner Eggerath eine Rede zum Zweijahresplan in Jena. Am Vorabend – das erfuhr die SED – hatte der Hochschulgruppenvorstand der LDP getagt. Er beabsichtigte, am nächsten Tag, an dem Eggerath kam, eine eigene Veranstaltung in Jena zu machen. Das waren damals noch Zeiten, in denen die SED daraus Konsequenzen zog. Herr Ammer hat darauf hingewiesen. Im Wintersemester 1948/49 hatte die LDP-Hochschulgruppe 635 Mitglieder. Das Ergebnis war: Am nächsten Morgen, an dem Tag, an dem Eggerath sprach und an dem die andere Veranstaltung sein sollte, wurde der Vorstand der LDP-Hochschulgruppe verhaftet. Am Abend wurden die Leute wieder freigelassen, und es wurde ihnen gesagt, es habe

sich um eine Verhaftung zum eigenen persönlichen Schutz gehandelt. Dies – gerade das letzte, was ich gesagt habe – muß man vor dem Hintergrund der politischen Hochschulgruppenarbeit von CDU und LDP sehen.

Auf die Mitgliederentwicklung habe ich bereits hingewiesen. Die Hochschulgruppe hatte damals bis über 200 Teilnehmer bei ihren Veranstaltungen. Auch das muß einmal herausgehoben werden. Dies war natürlich der SED bekannt und ihr ein Dorn im Auge.

Eine eigene wissenschaftliche Arbeitsgruppe der Hochschulgruppe forderte noch bis 1949 die SED öffentlich heraus. Wir haben eine Veranstaltung gemacht, zu der wir den Philosophen Max Bense, den Physiker Martin Kersten, Georg Klaus, den Repräsentanten der Gesellschaftswissenschaften, und Bruno Warnke, einen Bruder des FDGB-Warnke, eingeladen haben. Es war eine ganz großartige Veranstaltung. Damals wurde die „sozialistische Mehrwertlogik“ diskutiert. Max Bense hat sie von vorn bis hinten verrissen. Das waren die Veranstaltungen, die der SED sehr, sehr weh getan haben, weil bei diesen Veranstaltungen eben immer auch Leute dabei waren, die parteipolitisch gar nicht gebunden waren. Dies gehört zu diesem Kapitel unmittelbar dazu.

Als wir 1949 in der vollbesetzten Aula eine öffentliche Auseinandersetzung über den dialektischen Materialismus veranstalteten und Referent und Vorstandsmitglieder aus Leipzig eingeladen hatten, wurde ich bald danach als Hochschulgruppenvorsitzender zur Kommandantur bestellt, wo mir vorgeworfen wurde, die LDP-Hochschulgruppe hätte eine nicht genehmigte überregionale Veranstaltung durchgeführt.

Ein ganz anderer, aber außerordentlich wichtiger Punkt waren unregelmäßige geheime Treffen der Hochschulgruppenvorstände von CDU und LDP. Aus dem Bericht der später verhafteten Freunde bei der CDU und aus meinen eigenen Vernehmungen schließe ich, daß die SED wohl auch darüber informiert gewesen ist, aber es war für uns eine unbedingte Notwendigkeit, uns abzustimmen, beispielsweise für Blocksitzungen, in denen wir die Einstimmigkeit des Blockverfahrens gegen die SED ausnutzten, was zur Folge hatte, daß ausgerechnet die SED bereits 1949 in Jena die Auflösung des Blocks verlangte. Das war also die Umkehrung der offiziellen Position, die sich aus diesem Verhalten der Hochschulgruppe ergeben hat.

Noch ein Beispiel für die Beschäftigung mit politischen Grundsatzfragen – auch wenn daraus von vornherein nichts werden konnte –, damit Sie sehen, was dort geschah: Auf der Eröffnungsveranstaltung der LDP-Parteischule in Behrendorf bei Berlin im August 1949 mit einem Studentenlehrgang wurde auf Vorschlag der Jenaer Gruppe die LDP-Parteileitung aufgefordert, bei den Beratungen um die künftige Verfassung eine Kriegsdienstverweigerungsklausel einzubringen. Auch das waren Diskussionen, die am Ende nichts gebracht, aber die gleichwohl Interesse geweckt haben.

Ich möchte darauf hinweisen, daß die SED ab 1949 die Sozialisierung der

Universität durchgesetzt hatte und nun eine gänzlich andere Epoche begann. Über die Leisegang-Versammlung und die Studentenvollversammlung zu den Wahlen 1949 ist gesprochen, darüber ist auch viel geschrieben worden.

Einer von unseren Leuten, mein Vorgänger im Vorsitz der Hochschulgruppe, hat den Rektor Schwarz, den roten Schwarz, in der Öffentlichkeit der Lüge bezichtigt. Er wurde wenige Tage später verhaftet, ebenso der Vorsitzende der CDU-Hochschulgruppe Pauly. Ich sage dies noch einmal, um darzustellen, daß das Zusammenarbeiten von CDU und LDP in dieser Zeit eine ganz wichtige Situation gewesen ist, denn wenn sich da einer gegen den anderen gestellt hat, war der einzelne um so mehr verraten.

Noch einige Bemerkungen: Nach dieser Umstellung war es natürlich auch damit vorbei, öffentlich aufzutreten, weil dies nichts anderes als die sofortige Verhaftung des Auftretenden selbst und seiner ganzen Umgebung gebracht hätte. Das, was dann passierte, war der Widerstand im Untergrund; dazu haben wir vieles gehört.

Wir haben damals bergeweise von Berlin die „Tarantel“, den „Kleinen Telegraph“ oder George Orwells „1984“ in der Zeitschrift „Der Monat“ mitgebracht. Die Hochschulgruppenarbeit ging dem Ende entgegen. Aus meiner Zeit: Wir, neun Studenten und zwei weitere Freunde, wurden Anfang 1952 verhaftet. Der nachfolgende Vorstand wurde Ende des Jahres dann verhaftet; das war der letzte. Der Vorsitzende dieser allerletzten Hochschulgruppe ist 1954 in der Haft verstorben. Damit war praktisch die Hochschulgruppenarbeit beendet. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Haben Sie herzlichen Dank, Herr Marx. Ich möchte gleich die nächsten beiden darum bitten, in der historischen Abfolge auf die fünfziger Jahre einzugehen. Anschließend machen wir dann wieder einen Sprung in die siebziger Jahre. Herr Jagusch und Herr Prof. Grille, bitte gleich hintereinander.

Karl-Heinz Jagusch: Ein paar Angaben zur Person: Ich bin mit 18 Jahren 1953 hierher nach Jena zum Mathematikstudium gekommen, bin 1958 während des fünften Studienjahres verhaftet und nach sechsmonatiger Einzelhaft in Gera zu anderthalb Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Nach Verbüßung der Strafe habe ich ein Jahr als Hilfsarbeiter in der Produktion gearbeitet, 1961 hier in Jena mein Studium beenden können und bin anschließend im Jenaer Glaswerk als Diplommathematiker in der Forschungsabteilung eingestellt worden.

Als die Angliederung des Glaswerkes an das Zeiss-Kombinat erfolgte, hat die dortige Objektstelle für Staatssicherheit festgestellt, daß ich einen schwarzen Fleck auf meiner Weste habe, so daß ich aus der Forschung im Jenaer Glaswerk 1978 entfernt wurde. Ich habe dann nicht mehr viel auf meinem Gebiet der Mathematik machen können.

Ich bin 1990 Belegschaftsratsvorsitzender geworden und bin zur Zeit Betriebsratsvorsitzender im Jenaer Glaswerk. Ich will noch erwähnen, daß ich seit 1978 der Thüringer Evangelischen Landessynode angehöre, deren Präsident ich zur Zeit bin. Von 1980 bis 1990 war ich in der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR.

Ich möchte, bevor ich auf die Frage nach den Motiven für oppositionelles Verhalten eingehe, noch kurz sagen: Ich bin die ganze Zeit in der DDR gewesen, und ich schäme mich dafür nicht. (Beifall aus dem Publikum) DDR war ja eine Abkürzung für „der doofe Rest“, wie es mal hieß. Ich möchte mich nicht zu diesem „doofen Rest“ zählen; ich möchte auch nicht eine andere Übersetzung von DDR im Sinne von „die duften Revolutionäre“ wählen. Ich habe einfach hier gelebt und versucht, so zu leben, daß ich, wenn ich in den Spiegel sehe, mir noch in die Augen schauen konnte. (Beifall aus dem Publikum)

Ich habe über eine Antwort auf die Frage, die hier zur Debatte steht – Motivationen für oppositionelles Verhalten –, nachgedacht und formuliere so: Es war für mich das Verlangen, aus dem Leben in der Lüge einmal auszubrechen. Ein Oberschüler hat 1951 auf dem Kirchentag in Berlin formuliert: „Ich bin Oberschüler in der DDR, und das heißt, ich muß lügen.“

Ich erinnere in dem Zusammenhang nur an ein Abiturthema von 1953, das hieß: „Weisen Sie nach, daß Josef Stalin der weiseste Mensch der Erde ist.“ (Heiterkeit)

Wir haben das damals natürlich bewiesen, und solche Dinge wurden in ähnlicher Weise von uns als Studenten ja auch verlangt.

Der Anlaß für mein konkretes oppositionelles Verhalten war die Niederschlagung des Aufstandes in Ungarn 1956. Peter Herrmann stellte damals die Frage: „Wollen wir eigentlich weiter so feige sein und nicht einmal wenigstens sagen, was wir denken?“

Ich war denn Mitorganisator einer Versammlung der Mathematikstudenten des ersten bis vierten Studienjahres am 5. November 1956. Wir haben dort eine Entschließung angenommen, in der als schlimmste Formulierung stand: „In den Prüfungen in Marxismus-Leninismus sehen viele Studenten eine indirekte Beeinträchtigung ihrer Gewissensfreiheit.“ – Die Begründung war, daß wir in den Prüfungen ja eine Wissenschaft anwenden müßten, und die Anwendung der wissenschaftlichen Weltanschauung setzte für denjenigen, der er sie nicht hatte, voraus, daß er einfach lügen mußte.

Als Reaktion auf diese Versammlung berief der Prorektor für Studienangelegenheiten am 7. November eine Versammlung ein, an der auch ca. 50 Arbeiter von Zeiss teilnahmen. Auch dort wurde sehr ungezwungen und frei geredet, und der Vorwurf, wir wollten einen Aufstand wie in Ungarn machen, wurde von uns damals zurückgewiesen.

Am 8. November, wie uns Prof. Hämel sagte, wollte die Stasi eingreifen. Er hat das damals verhindert, hat uns im Abbeanum zusammengerufen und wörtlich gesagt: „Mir liegt Ihr Schicksal am Herzen, jetzt und später; machen Sie mir keinen Kummer, kommen Sie mit Ihren Problemen zu mir.“

Ich trat in der Folgezeit aus der FDJ aus, weil es hieß: Wer diese Dinge, die wir da formuliert haben, weiterhin vertritt, kann nicht Mitglied der FDJ sein. – Daraufhin haben wir – meine Freundin und ich – unsere Ausweise weggebracht.

Ich habe aber dann weiter das praktiziert, was ich hier als „Mindestanpassung“ formuliert habe. Als ich 1958 verurteilt wurde, geschah das wegen Durchführung einer illegalen Versammlung, der Organisation einer illegalen Zusammenkunft in meiner Studentenbude und der Weitergabe der „Hetzschrift“ von Wolfgang Leonhard „Die Revolution entläßt ihre Kinder.“ Sie hat übrigens damals für uns sicherlich genau die Bedeutung gehabt wie vielleicht später der „Archipel GULag“ von Solschenizyn. Ich habe von dem Ausbruch aus dem Leben in der Lüge und dem Versuch, in der Wahrheit zu leben, gesprochen. Ich möchte, auch ohne daß ich mich da abgesprochen habe, hinzufügen: Die Kommilitonen, die beim Physikerball mitgewirkt haben, die dort also Kritik an den Wahlen, wie sie damals abliefen, oder an der Partei geübt haben, waren, glaube ich, auch beseelt einfach von der Aussicht, einmal vor einer großen Menge die Wahrheit in einem Kabarett zu sagen, und wer das damals mit angehört und wer das befreiende Stöhnen unter den Studenten erlebt hat, der kann eigentlich als Begründung nur sagen: Hier wurde einmal nicht gelogen, hier wurde gesagt, wie man denkt, und das war damals eine ganz wichtige Sache.

Ich möchte zum Abschluß zwei Bemerkungen allgemeiner Art machen.

Erstens: Die Formulierung, zu versuchen, in der Wahrheit zu leben, stammt ja aus dem Essay von Václav Havel „Versuch, in der Wahrheit zu leben“, 1978 geschrieben. Ich meine, die Beschreibung eines posttotalitären Staates, wie er es nennt, und die Darstellung, wie ideologiegeprägt er ist, trifft hundertprozentig auf die DDR zu, und man kann es eigentlich auch kaum – ich denke da an Ihre Kommission –, wenn man allgemein darüber etwas sagen will, besser formulieren.

Zweitens möchte ich Motive für meine Bereitschaft nennen, hier aufzutreten. Ich stimme der Methode zu, Zeitzeugen zu hören und nicht aus irgendwelchen Akten verzerrte Darstellungen zur Beurteilung heranzuziehen. Ich vermute, daß der Dokortitel, der mir hier zugeteilt wurde, und die Mitgliedschaft in der Ammer-Gruppe letztlich aus Stasi-Akten entnommen worden sind, denn ich habe weder promoviert noch habe ich der Ammer-Gruppe angehört. Das hat sogar noch nicht einmal das Gericht so festgestellt. Daß ich der Ammer-Gruppe angehörte, das hat erst die Stasi in den achtziger Jahren, als sie mich erneut in einem operativen Vorgang behandelt hat, dann so formuliert.

Ich möchte weiterhin daran erinnern, daß eben auch schon in den fünfziger Jahren versucht worden ist, in der Wahrheit zu leben, und nicht erst von manchen in den achtziger Jahren im Schutzraum der Kirche. Die Mitgliedschaft in der Studentengemeinde wurde mir damals vor Gericht als belastend vorgeworfen, weil ich angeblich Werbung dafür gemacht habe.

Mit dem Hinweis auf Professor Hämel und seine Reaktion auf die Ankündigung der Stasi, sie wolle jetzt eingreifen, möchte ich daran erinnern, wie Verantwortliche versucht haben, Schlimmes zu verhüten. Und wie schnell wird manchem heute daraus Zusammenarbeit mit der Stasi unterstellt.

Das letzte, was ich sagen wollte: Ich möchte einfach auch hier an Menschen erinnern, die wirklich Opfer geworden sind. Ich meine damit nicht mich, sondern Mitverurteilte, die in der Haft die Nerven verloren haben, zum Teil heute noch nervlich zerrüttet sind, deren Ehen zerbrochen sind, die in der Einzelhaft von Selbstmordgedanken gequält worden sind und deren wissenschaftliche Laufbahn von der Stasi versperrt worden ist.

Versuch, in der Wahrheit zu leben – mehr war mein Verhalten damals nicht, aber bereits der Versuch war strafbar. (Lebhafter Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Herr Professor Grille.

Prof. Dr. Dietrich Grille: Sie werden sich totaliter aliter behandelt vorkommen, wenn Sie mir zuhören, obwohl es zunächst nicht so scheint, wenn ich Ihnen sage, daß ich 1958 hier aus Jena weggehen mußte. Ich bin nicht gern gegangen, ich habe mich hier wohlgefühlt. Kollege Weisskirchen, ich darf einmal geschäftsführend ohne Auftrag der Stadt Jena und dem abwesenden Oberbürgermeister Dr. Röhlinger ein Kompliment machen.

Ich mußte weggehen und habe 30 Jahre lang nicht ein einziges Mal eine Einreiseerlaubnis bekommen. Ich habe die vier Kinder meiner Schwester erst am 11. November 1989 gesehen, die zwei Söhne beispielsweise als 25-jährige Burschen. In dem Alter konnte ich ihnen zum ersten Mal von Mann zu Mann in die Augen schauen. Meiner Schwester wurde auf dem Volkspolizeiamt gesagt: „Ihr Bruder wird schon wissen, was er gemacht hat.“ – Und nun sage ich Ihnen eines: Ich habe überhaupt nichts gemacht. (Heiterkeit)

Ich war hundertprozentig angepaßt, und wenn ich jemals gegen den Stachel gelockt hätte, dann hat es das Regime zu seiner Zeit nicht erfahren. Ganz im Gegenteil: Ich habe nicht nur das Mehrkampfleistungsabzeichen in der GST für ganz hervorragende Leistungen im Friedenshandgranatenzielwurf bekommen (Heiterkeit); ich habe auch eine Belobigungsurkunde des Staatssekretärs für das Hoch- und Fachschulwesen für Leistungen im Ernteeinsatz bekommen, und trotzdem kam ich dann unter Druck.

Ich will die Zusammenhänge nicht im einzelnen schildern, mich aber auf folgendes beziehen, was hier vielleicht auch noch der Ergänzung bedarf: Das, was uns heute vormittag und auch jetzt eben gesagt worden ist und mich

als sozusagen Nichtoppositionellen zu tiefem Respekt bewegt – ich möchte das auch noch einmal sagen –, ist ja auch deshalb möglich gewesen, weil die Bürger in ihrer großen Mehrheit Sympathie entwickelt haben, zu einem Zeitpunkt bereits, als die Wirtschaftsentwicklung, die Kluft zwischen dem Wirtschaftswunderland und der DDR, noch nicht so deutlich war, als es also andere Faktoren gegeben haben muß, die die Bevölkerung auf Distanz zur SED gehalten haben, und das liegt an der SED selber – es ist in mehreren Beiträgen schon angeklungen –, die ihrerseits die Bürger, auch die Jugendlichen, die gar nicht DDR-feindlich sein wollten, zur Opposition konstituiert oder definiert hat. Dabei sind nicht nur solche, die wie die jungen Leute mit den langen Haaren auch einmal „Ätsch“ machen wollten, sondern auch solche, die einfach nur ganz normal gelebt haben, unter Druck geraten.

Ich möchte ein paar Fälle hier kurz schildern.

Der erste beinhaltet die Folge des spontanen Abbruchs eines Ernteeinsatzes im Herbst 1954. Der Vorgang ist schon literaturfähig geworden. Herr Eckardt Mesch, ein alter Freund aus diesen Zeiten, hat ein dickes Buch im Frühjahr 1992 veröffentlicht: „Nicht mitzuhassen sind wir da“. Da schildert er den Vorgang, bei dem der angebliche Rädelsführer der Seminargruppe, die den Ernteeinsatz verlassen hat, in einem Tribunal in der „Rosen“ drüben richtiggehend psychologisch pulverisiert worden ist.

Das war eine hochkarätige Seminargruppe, so muß man aus heutiger Sicht sagen. Der spätere ZK-Sekretär für Sicherheitsfragen Dr. Wolfgang Herger – Herr Meckel wird es wissen, daß der auch noch ein paar Tage beim Egon Krenz im Politbüro gesessen hat – gehörte auch zu dieser Gruppe, wurde aber nicht als Rädelsführer geoutet, sondern Gerhard Schmidt. Nach dieser Pulverisierung trat Hämel in Erscheinung – Kollege Jagusch hat das schon sehr schön geschildert – und hat dafür gesorgt, daß Schmidt von dem SED-Vorwurf rehabilitiert wurde, disziplinos gewesen zu sein. Er war aber so fertig, daß er, obwohl er die DDR bis zu seinem Tod – er ist in den siebziger Jahren gestorben, relativ früh – nicht verlassen hat, trotzdem das Studium nicht noch einmal aufgenommen hat.

Nun möchte ich einmal erzählen, warum man unter Umständen im Jahr 1954 einen Ernteeinsatz verläßt. Da war überhaupt nichts von Politik in Rede, sondern die SED hatte noch nie einen Ernteeinsatz dieser Art hier in Jena organisiert. Bis dahin haben die Bauern ihre Kartoffeln noch selber aufgelesen. Sie hatten ein hohes Ablieferungssoll und wurden drangekriegt, wenn das nicht kam. Es wurde auch geschafft.

Aber seit 1952 gab es die ersten wenigen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften auf streng freiwilliger Basis. (Heiterkeit) Diejenigen, die das gegründet hatten – wirklich freiwillig –, waren Schlitzohren. Sie haben so getan, als glaubten sie der SED, daß sie sich nicht mehr schinden müssen. Die machten Ernst damit! (Heiterkeit) Um die Blamage zu vermeiden, daß die

Kartoffeln nicht aus dem Boden kamen, wurden wir hinausgeschickt, und zwar ohne Vorbereitung. Ich war in einem Nachbardorf, in Heinersdorf im Kreis Lobenstein, eingeteilt, und die Truppe von Wolfgang Herger und Gerhard Schmidt war in Schmiedebach.

Wir sind sozusagen von der Straße weg in die Reichsbahn geschickt worden, mit den Klamotten, die wir hatten, keine Arbeitskleidung, keine Arbeitsschuhe. Man muß sich heute mal vorstellen, unter welchem Mangel und unter welcher Mittellosigkeit wir damals im Vergleich zu heute studiert haben. Das war nicht so, daß wir da noch viele Paar Schuhe zum Auswechseln hatten. Mit dem einzigen Paar Schuhe, das ich hatte – das waren noch Vorkriegsschuhe –, wurde ich in die Äcker geschickt. Es hätte mir sonst nichts ausgemacht, ich kam vom Dorf, zu Hause hatte ich Gummistiefel, aber das wurde einfach so anders veranstaltet. Man hatte nichts zum Wechseln, man hat ein erbärmliches Quartier bekommen – das war ja klar, was die Schlitzohren uns da bereitgestellt hatten –, das Essen war auch nicht gut.

Ich bin später mit einer doppelseitigen Nierentuberkulose in den Westen gekommen; die muß ja irgendwo in der DDR ihren Anfang genommen haben. Es wäre eigentlich so zu verfahren gewesen, daß man die Veranstalter dieses Ernteeinsatzes durch Dienstaufsichtsbeschwerde oder andere Aktionen zur Rechenschaft gezogen hätte, aber nicht einmal Selbstkritik haben die Genossen geübt, sondern sie haben demjenigen, der diese Zustände nicht hinnahm, ein politisches Motiv hineingedrückt und ihn fertiggemacht. Das war die Situation.

Ich will noch eines sagen: Für diejenigen, die wie ich beispielsweise aus solchen Drucksituationen heraus in den Westen gekommen sind, erst recht für diejenigen, die noch hierbleiben mußten, war es ganz schwierig – das ist es zum Teil auch heute noch –, die Beweislage für die Gründe anzutreten, die sie beruflich oder eben auch menschlich – in der Ehe, in der Familie – zurückgeworfen haben.

Dann kommt nun nach Jahr und Tag die Situation, wo man gern zur Stunde der Wahrheit finden möchte, und niemand glaubt uns. Da kommen meine Kinder und sagen: „Ja, du mußt doch irgend etwas gemacht haben.“ – Sie meinten aber nicht, daß ich protestiert hätte, nein, sondern sie meinten, ich hätte etwas auf dem Kerbholz, und ich konnte das Gegenteil nicht beweisen. – Inzwischen kann ich das.

Die SED hat die Bannbulle, die sie gegen mich geschleudert hatte, auf vier Schreibmaschinenseiten zu meinen Studentenakten geheftet, und es ist seither zehntausendfach nachgedruckt worden. Aber wie viele gibt es, die in einer anderen Lage sind – etwa diejenigen, die schon gestorben sind – und deren Andenken verunglimpft bleiben wird, wenn wir nicht hier zusammenkämen und uns wenigstens im Grundsatz und vielleicht auch in vielen Einzelfällen um Abhilfe bemühen würden? (Lebhafter Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Thomas Auerbach war zu jener Zeit Jugenddiakon, Mann der Kirche, und kann also vielleicht auch etwas zur Konfliktlage in der siebziger Jahren und dann beim Übergang in die achtziger Jahre sagen, die zwischen der Kirche und den eher unabhängigen Gruppen bestand, welche zusammen mit Roland Jahn und vielen anderen, von denen auch heute abend einige da sind, im Wechselspiel mit der Kirche einige Schmerzen gehabt haben.

Thomas Auerbach: Ich kann eigentlich nichts zum Gegensatz dieser Gruppen, die mehr von der FDJ kamen, zu Gruppen auf kirchlicher Seite sagen, sondern ich kann nur über eine sehr gute Zusammenarbeit mit diesen Leuten berichten. Daß wir Konflikte mit unserer Kirche hatten, ist eine ganz andere Geschichte, die ich jetzt auch nicht erzählen möchte.

Mir ist bei all dem Erschütternden und Traurigen, was hier gesagt wurde, eigentlich wichtig, eins zu sagen: Opposition in den siebziger Jahren hier in dieser Stadt hat Spaß gemacht. (Beifall aus dem Publikum)

Wir haben ja nicht nur politisch gearbeitet, sondern wir haben zusammen gelebt, wir haben zusammen getrunken – und das nicht wenig – in bestimmten Kneipen hier, wir haben uns in unseren Buden getroffen. Wir haben nicht nur miteinander diskutiert; wir haben miteinander gelebt, wir haben gefeiert, wir haben gegessen und getrunken, und wir haben geliebt, und das fand ich unheimlich wichtig und unheimlich schön. Deswegen möchte ich es hier noch einmal sagen.

Ich möchte auch eigentlich nur ganz wenig zu den Motiven sagen, die wir hatten. Das lag für uns ganz im Rahmen dessen, was heute nachmittag gesagt wurde.

Zwei Dinge, die für uns wichtig waren: Das war zum einen der „Prager Frühling“, das waren die Ideen des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“. Das hat uns geprägt.

Was uns zum zweiten in der christlichen Jugendarbeit geprägt hat, war eine Art von Arbeit, die es ab Anfang der siebziger Jahre gab, nicht nur in Jena, sondern auch anderswo, in Rudolstadt und in anderen Städten hier in Thüringen. Wir haben unsere Tore weit aufgemacht für junge Leute, die damals ein bißchen beeinflußt von der Hippiebewegung mit langen Haaren umherzogen und von der Straße weggefangen, denen die Haare abgeschnitten wurden.

Damals haben wir gesagt: Wir machen eine bedürfnisorientierte Jugendarbeit, wir haben kein christliches Missionsziel, sondern was bei uns Tagesordnung ist, was bei uns in der evangelischen Jugendarbeit besprochen wird, wird von den Leuten bestimmt, die dorthin kommen, von den Problemen, die junge Leute in dieser Stadt haben. Das Spektrum derjenigen, die da kamen, war sehr breit – Studenten, junge Arbeiter, Lehrlinge, Schüler.

Ich möchte jetzt eigentlich nichts weiter machen, als einmal darzustellen:

Warum war uns die Stasi eigentlich so böse? Was haben wir da eigentlich gemacht? – Das waren ganz normale Sachen. Ich will anhand von zwei Jahren – 1975 und 1976 – ganz kurz sagen, was da gemacht wurde.

Da gab es zum Beispiel Buchbesprechungen in der evangelischen Jugendarbeit – Jürgen hatte das schon erwähnt; das war für uns ganz wichtig – zum Buch „Stücklohn“ von dem ungarischen Autor Miklós Haraszti. Da wurde natürlich dann auch notgedrungen über das diskutiert, was hier bei Zeiss passiert: Arbeiten wir denn im Sozialismus nicht beispielsweise nach denselben Lohnformen? Die dürften ja gar nicht mehr sein.

Oder ein anderer Abend aus dem Jahr 1975 – „Kein großer Krieg ohne kleine Leute“. Da wurde zum Beispiel besprochen, was eigentlich bei unserer Demonstration zum 1. Mai passiert. Da kommen Leute mit Waffengeklirr einher, daß man eigentlich nur lachen kann. Was hat das mit Friedenspolitik zu tun?

Wir haben auch Stücke aufgeführt, die verboten waren, zum Beispiel das Stück – das haben wir dann selber inszeniert, das hat auch unheimlich viel Spaß gemacht – des polnischen Autors Slawomir Mrozek „Karol“; da geht es um die Rolle des Staatssicherheitsdienstes. Wir haben 1975 auch Informationsabende veranstaltet, bei denen Geschichte aufgearbeitet wurde, wie es sonst nirgends gemacht wurde oder gemacht werden durfte. Wir haben über die Annexion Polens gesprochen, welche Rolle die Sowjetunion dabei spielte, wie sie mit den Nazis zusammengearbeitet hat und Polen aufgeteilt wurde.

Wir haben uns dann beispielsweise – das habe ich in meinen Stasi-Akten minutiös abgelichtet wiedergefunden – ein uraltes Buch von einem Pazifisten, Karl Friedrich, das in den zwanziger Jahren veröffentlicht worden ist, vorgenommen. Da hat er Bilder von verstümmelten Soldaten des 1. Weltkrieges drin, von denen wir Dias gemacht haben – mühselig war das alles in der DDR; wir hatten ja keinerlei technische Geräte, alles wurde von Hand gemacht. Damit haben wir einen Dia-Vortrag gemacht, und das war für die Stasi so subversiv, daß das dann bei unserem Prozeß – das habe ich in den Verhandlungsakten gefunden – eine ganz große Rolle gespielt hat, wie man so etwas machen kann.

Noch einmal dazu, daß wir hier in Jena eine Veranstaltungsform erfunden oder wesentlich mit bekanntgemacht haben, die sich „Werkstatt“ nannte. Da haben Leute, die Gedichte geschrieben haben, diese vorgetragen; da haben Leute, die malten und sonst nirgends ausstellen konnten, ihre Bilder ausgestellt; da haben Leute selbsteinstudierte Stücke aufgeführt. Das hat großen Anklang gefunden, und es waren jedesmal sehr viele Leute da.

Was haben wir bei der „Werkstatt“ vom 15.5.1976 gemacht? – Da ist Jürgen Fuchs mit einer Lesung aufgetreten, da hat Bernd Markowski Gedichte gelesen, da war der Liedermacher Gerhard Schöne aus Dresden da; da spielte

eine Underground-Band, die furchtbaren Krach gemacht hat; da gab es ein Kabarett, das dann in den Stasi-Akten unter das Verdikt fiel, der Inhalt verunglimpfe die staatliche Jugendpolitik.

Da wurden Bilder versteigert, Fotos, zu denen dann in den Stasi-Akten stand, es seien staatsfeindliche Fotos gewesen, die dort versteigert wurden. Was war da beispielsweise zu sehen? – Da war eine Großaufnahme von einem toten Spatz, der auf dem Straßenpflaster lag, und darunter stand: „Allein machen sie dich ein.“ Das war also schon gefährlich. (Heiterkeit)

Übrigens: Dieses Zitat stammt aus einem Lied einer West-Berliner Band, die sich „Ton-Steine-Scherben“ nannte und damals sehr bekannt war, und deren harte Rhythmen konnte man dann allenthalben aus unseren Buden hier hören.

Es gab dann auch eine Lesebühne, und das war ganz, ganz wichtig. Jürgen Fuchs hat es vorhin schon betont. Dort haben wir Autoren gelesen, an die man hier nicht herankam oder die verboten waren, also zum Beispiel Böll, Frisch, Grass, Stefan Heym „König David Bericht“, oder Orwell „1984“, oder auch Solshenizyn „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“. Das haben wir alles öffentlich gemacht.

Oder wir haben verbotene Schriftsteller und Dramatiker auftreten lassen; zum Beispiel haben wir damals, als Rainer Kirsch mit seinem Stück „Heinrich Schlaghands Höllenfahrt“ unter ein Verbot gefallen war, das in der Jungen Gemeinde in einer szenischen Lesung aufgeführt usw.

Wir haben dann auch ganz explizit politische Themen behandelt. Das wurde uns dann wieder vorgehalten. Zum Beispiel hatten wir im Sommer 1976 zum Parlament der FDJ, das damals stattgefunden hatte, einen Informationsabend. Dazu haben wir aus einem sehr schönen Buch zitiert, das in der DDR erschienen war. Es nannte sich „Zeitzünder im Eintopf“, antifaschistische Satiren. Da war eine wunderschöne Satire drin, „Mit bewegten 'Wurten'“ – „... der Reichskanzler gratuliert Minister Goebbels mit bewegten 'Wurten' zum ...“. Wir haben gegenübergestellt, was im „Neuen Deutschland“ zum FDJ-Parlament stand, nämlich: „Der 1. Sekretär des Zentralrats der FDJ Egon Krenz dankte Erich Honecker im Namen der Jugend der DDR mit bewegten 'Wurten' ... (Heiterkeit) für das, was die Partei für die Jugend getan hat.“ Übel angekreidet wurde mir, daß ich an diesem Abend im Eifer des Gefechts Egon Krenz mehrmals als Speckfresse bezeichnet hatte. (Heiterkeit)

Parallel in diesem Jahr lief ein Lesekreis. In Jena war folgendes passiert: Es gab in Neulobeda draußen im staatlichen Kulturhaus einen Zirkel, der sich „Literatur und Lyrik“ nannte, ein Zirkel junger Autoren um Jürgen Fuchs, Lutz Rathenow, Bernd Markowski, Wolfgang Hinkeldey und andere. Er wurde im Mai/Juni 1975 zerschlagen, da wurden diese Leute diszipliniert. Über dieses Erlebnis haben wir uns dann zusammgefunden und gesagt, wir müssen uns zusammensetzen, wir haben eigentlich dieselben Interessen, und haben den

sogenannten Lesekreis initiiert. Ich muß mich dagegen wehren, daß das so eine interne Geschichte hinter verschlossenen Türen gewesen ist: „Wisper, wisper, wisper, Marx lesen und seine Schlußfolgerungen daraus ziehen.“ – Vielmehr hat dieser Lesekreis auch immer öffentliche Aktionen gemacht, zum Beispiel schon 1975 zwischen dem 25. und 27.11. eine ganz öffentliche Aktion.

Damals hat es in Portugal einen Offiziersputsch gegeben. Da sind junge Leute vom Lesekreis in einer Hau-Ruck-Aktion vor die Volksbuchhandlung auf dem Holzmarkt gezogen, haben sich einen elektrischen Anschluß aus der Volksbuchhandlung hinauslegen lassen, haben gesagt, sie seien von der FDJ (Heiterkeit), haben einen Tisch aufgebaut und ihren Plattenspieler dröhnen lassen – Wolf Biermann und anderes, natürlich auch ein bißchen „Singeklub“ zur Legitimation zwischendurch – und dann Unterschriften gesammelt: „Portugal darf kein zweites Chile werden.“ Das haben 3.000 Leute unterschrieben. Dann sind sie mit den Unterschriftenlisten auch noch zur SED-Kreisleitung und zur FDJ-Kreisleitung geseppelt, die haben auch unterschrieben. Das wurde dann später wieder als Verunglimpfung der FDJ ausgelegt. (Heiterkeit)

Das Lustige war bei dieser ganzen Aktion, daß noch nichts über den Offiziersputsch in den DDR-Medien gekommen war, und plötzlich wurde den Funktionären klar, erschreckend für sie: Da gehen junge Leute aus eigener Initiative her und organisieren eine Solidaritätsaktion. „Das ist doch unsere Sache! Derfen die'n'n das eigentlich?“ (Heiterkeit)

Wir haben natürlich in diesem Lesekreis auch ein bißchen konspirativ gearbeitet, das ist klar. Wir haben dann beispielsweise eine Auswertung dieser ganzen Solidaritätsaktion gemacht. Wir haben an das „Neue Deutschland“ geschrieben und sie gebeten, diese 3.000 Unterschriften doch jetzt einmal zu veröffentlichen. Das haben sie sich beim „Neuen Deutschland“ natürlich nicht getraut, denn es war ja immer noch nicht so richtig in den Medien erschienen, was da eigentlich passiert war. Das hatten wir ja vom bösen RIAS und von anderen Westmedien.

Es gab dann noch ein Nachspiel. Wir haben das also im Lesekreis ausgewertet, haben mit dem Solidaritätskomitee der DDR einen Riesenbriefwechsel geführt und so unsere Erfahrungen gesammelt, wie man abgebügelt wird, wenn man die Parolen der Bonzen beim Wort nimmt – „Plane mit, regiere mit!“ Das war für junge Leute ganz, ganz wichtig.

Wir haben dann sehr bald Kontakt auch zu West-Berliner undogmatischen Gruppen gesucht, haben mit ihnen kommuniziert, haben uns mit ihnen in Berlin getroffen, haben diskutiert und verglichen, was sie und wir an Solidaritätsarbeit für Portugal machen.

Dann stand im Jahr 1976 der IX. Parteitag der SED an, und wir wollten uns dazu mal eigene Gedanken machen. Auf diesem Parteitag sollte es ein neues Programm der SED geben, auch ein neues Statut, und es sollte der neue

Volkswirtschaftsplan für 1976 bis 1980 beschlossen werden. Das haben wir diskutiert, wir haben das Statut, das Programm und den Volkswirtschaftsplan in drei verschiedenen Arbeitsgruppen durchgearbeitet und dann unsere Vorschläge dahin geschickt. Darauf haben wir natürlich nie etwas als Antwort bekommen, aber es war für uns sehr lehrreich, diese Erfahrung zu machen.

Wir haben uns dann auch 1976 am 1. Mai beteiligt, mit eigenen Losungen. Da hat mein Freund Marian Köster aus dem Lesekreis bei uns zum 1. Mai 1976 eine große Losung herausgegangen: „Wie jedes Jahr zum 1. Mai sind wir für Losung Nummer 3!“ (Heiterkeit) Vor dem 1. Mai wurden ja immer diese Losungen im „Neuen Deutschland“ Nr. 1 bis 49 oder so veröffentlicht, und bei Losung Nummer drei konnten wir immer gut mit. Das war, glaube ich, der „proletarische Internationalismus“ – hoch lebe der!

Wir haben dann auch versucht, Strukturen zu unterwandern. Am 9.6.1976 war Lutz Rathenow im Lesekreis und gab einen Bericht über seine Verhandlungen, die er mit der FDJ-Kreisleitung zur Gründung eines unabhängigen Jugendklubs geführt hatte. Das ging ja alles nur unter der Ägide der FDJ. Wir haben gesagt, wenn das jetzt nicht klappt, dann versuchen wir einmal, die unter Druck zu setzen, indem wir Briefe an das Jugendmagazin „Neues Leben“ und an das „Forum“ und an die „Junge Welt“ schreiben und uns wegen Behinderung des frohen Jugendlebens beklagen. Auch dieses ist passiert, mit wenig Echo, aber immerhin haben wir es versucht.

Wir hatten als Lesekreis auch Verbindung zu Ausländern. Das war für uns ganz wichtig. Wir hatten Exil-Chilenen hier. Wir haben uns mit ihnen zusammengesetzt, haben deren Erfahrungen gehört. – Wir hatten Verbindung zu Arabern.

Wir hatten Verbindung in andere Städte, zu Untergrundgruppen, beispielsweise zu den Gruppen der KPD/ML – Sektion DDR, die es damals gab. Wir haben deren Programme sehr kritisch diskutiert. Sie hatten auf ihrem „Roten Morgen“, diesen Flugblättern, die sie heimlich verteilten, auch den Stalin mit abgebildet, und das hat uns natürlich sehr gestört, aber immerhin, wir hatten Kontakt zu denen und waren auch solidarisch mit ihnen.

Die Stasi-Akten – das muß ich hier noch einmal zitieren – vermerken zum Beispiel am 3.7.1976 ein Treffen der Leute des Lesekreises mit den Personen des OV „Revisionist“. OV „Revisionist“ waren die Leute, die vorhin auch schon einmal erwähnt worden sind, die als Studenten Ende der sechziger Jahre hier in Jena protestiert hatten, dann diszipliniert worden waren, teilweise aus dem Land gedrängt worden sind – wir waren also nicht die ersten. Da berichtet der IM, der natürlich auch bei diesem Treffen dabei war: „Auerbach hat eine ganze Koalition der Linken mit den kirchlichen Leuten zusammengebracht. Was haben wir nämlich gemacht? – Wir haben damals schon für den Herbst 1976 ein großes Fest aller Jenaer Gruppen geplant. Dazu ist es dann leider nicht mehr gekommen.

Des weiteren bemerken die Stasi-Akten ein „provokatorisches Auftreten“ der Mitglieder des Lesekreises auf dem Landesjugendsonntag der Evangelischen Kirche in Eisenach. Was haben wir da gemacht? – Da haben wir einfach nur Texte aus Lenins „Staat und Revolution“, Texte von Thomas Brasch wie „Einer weiß Bescheid“, „Wieviel sind wir eigentlich noch?“ gelesen, da haben Leute von uns eigene Texte vorgetragen, beispielsweise junge Arbeiter über den Akkord bei Zeiss und ähnliches, und das alles war also schon subversiv, wenn man das mit an die Wand geworfenen Dias kombinierte, wo ein Affe hinter Gittern zu sehen ist. Das wurde uns dann alles vorgeworfen.

Ich denke, es muß noch einmal etwas genauer gesagt werden, mit welcher Literatur wir uns auseinandergesetzt und woraus wir unsere eigenen Schlußfolgerungen gezogen haben. Das war ja wichtig. Das haben dann junge Leute noch in den Betrieben angewandt. Wir haben beispielsweise Jugendförderungspläne über unsere Leute, die in den Betrieben waren, mitgestaltet. Wir haben beispielsweise über Marx' „Kritik am Gothaer Programm“ der Sozialdemokratie diskutiert, über Lenins „Staat und Revolution“, Friedrich Engels' „Der Deutsche Bauernkrieg“. Wir haben das teilweise überhaupt nicht verstanden, aber wir haben darüber geredet. (Heiterkeit)

Wichtig war Sekundärliteratur, die eingeschmuggelt worden ist, beispielsweise Isaac Deutscher „Marxismus in der UdSSR“, Trotzki, weiter all das, was aus Ungarn kam, András Hegedüs „Die neue Linke in Ungarn“, Havemann „Dialektik ohne Dogma“, Charles Bettelheim „Ökonomischer Kalkül und Eigentumsform“. – Weiter war ganz wichtig – Jürgen Fuchs hat es schon erwähnt – Literatur zur Streikbewegung in Polen Anfang der siebziger Jahre, „Seit wann schießt die Arbeiterklasse auf sich selbst?“, und ähnliches.

Es entsteht hier immer der Eindruck, auch hier vorn auf dem Podium, als ob wir eine reine Männerrunde sind. Das sind wir nie gewesen. Bei uns haben Frauen eine ganz, ganz wesentliche Rolle gespielt. Ich bin traurig, daß hier so wenige eingeladen sind. Einige, die damals dabei waren, sitzen hier im Saal, beispielsweise Renate Ellmenreich und andere.

Am 1.11.1976 war dann ein Auftritt Wolf Biermanns hier in Jena geplant. Dazu kam es nicht mehr, denn der liebe Wolf hatte damals Angst, hierher zu kommen, weil er seine Westreise gefährdet sah, und dann war ja für uns alles sehr schnell zu Ende, aber das ist auch vielfach dokumentiert. (Heiterkeit) Wir mußten dann am 19.11.1976 hier gegen seine Ausbürgerung protestieren, und das hat dann auch Folgen gehabt, aber darüber habe ich schon einmal vor dieser Enquete-Kommission berichtet.

Zusammenfassend: Was haben wir kritisiert? Was war uns wichtig? – Wir haben die bürokratischen Verhaltensweisen der Staats- und Wirtschaftsfunktionäre kritisiert. Uns haben nicht zu rechtfertigende Unterschiede in der Entlohnung von Arbeitern und Funktionären gestört, uns hat die ungenügende oder fehlende Mitbestimmung von Arbeitern im Betrieb und bei der Lenkung

und Leitung des Staates gestört. Wir haben die schöne Parole „Arbeite mit, plane mit, regiere mit!“ ernstgenommen.

Weiter war uns wichtig, daß die Publikationsorgane der DDR sich mit gemachten Fehlern und mit bestehenden Mängeln offen auseinandersetzen, daß Kritiker wie Biermann und Havemann in diesen Publikationsorganen zu Wort kommen sollten. Jeder sollte sich damit öffentlich auseinandersetzen können.

Als wir dann in Haft saßen und unsere Anklage nach § 106 – „Staatsfeindliche Hetze“ – erweitert werden sollte auf § 107 – „Staatsfeindliche Gruppenbildung“ –, bei mir im schweren Fall, drei bis zwölf Jahre, gab es eine schöne Begründung, und die habe ich jetzt sogar endlich einmal wörtlich bekommen. Damals durfte man das ja immer nur schnell lesen, und dann wurde es einem wieder weggezerrt. In dieser Begründung steht, und das stand auch bei den anderen acht Leuten drin, meinen Freunden, die da mit mir inhaftiert waren: „Auerbach steht im dringenden Tatverdacht, vom Frühjahr 1975 bis zum 19.11.1976 in Jena einer staatsfeindlichen Gruppe angehört und deren Tätigkeit, die sich gegen den real existierenden Sozialismus in der DDR richtete, durch Aktivitäten unterstützt zu haben, um die weitere Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft zugunsten eines demokratischen Sozialismus zu verändern.“ Darauf sind wir heute noch stolz. (Heiterkeit und Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Frank Rub, selbst Maler, wie ist es eigentlich möglich, daß es so viele aus der Kunstszene waren, die sich in diesen Jahren engagiert haben? Ich nenne nur Michael Blumhagen oder auch Peter Kähler oder viele, viele andere.

Aber ich kann mir vorstellen, daß er auch noch ein kritisches Wort zu dem Spannungsverhältnis zwischen den freien Gruppen und den unabhängigen einzelnen sagen möchte, die sich in einem manchmal vielleicht auch schmerzhaften Spannungsverhältnis mit der Kirche bewegt haben.

Frank Rub: Ich erlaube mir an dieser Stelle zunächst noch ein paar allgemeine Worte.

Heute früh gab es eine Eröffnung, und der Vorsitzende Rainer Eppelmann hat gesprochen. Es hat mir persönlich sehr gefallen, was er gesagt hat. Dann hat auch der Bürgermeister eine Rede gehalten, und zu diesem Thema wollte ich eigentlich nichts sagen, doch heute abend dachte ich mir dann wiederum, ich sollte es doch einmal erwähnen, weil es mir einfach so schien, daß es recht lapidar und einfach kam, was er da an Entwicklung aufzeigte, und insbesondere die Art und Weise der Begrüßung mißfiel mir da.

Ich möchte einfach sagen, daß er natürlich die Mitglieder der Kommission begrüßte, die Herren Abgeordneten und Gäste, aber niemanden weiter ansprach. Insbesondere die nicht nur in den siebziger und achtziger Jahren

weggetriebenen Jenaer wären hier wohl vom Oberbürgermeister bzw. vom Vertreter der Stadt an erster Stelle zu nennen, und das möchte ich hier zu tun versuchen – für die Gruppe, die ich persönlich kenne und deren Namen ich jetzt gerade so im Überblick habe. Erlauben Sie mir, daß ich sie vorlese.

Ich nenne hier und grüße insbesondere Thea Rost, Peter Rösch. Lilo und Jürgen Fuchs, Manfred Hildebrandt, Peter Kähler, Sabine Weinz, Petra Falckenberg, Roland Jahn, Ute und Frieder Hinkeldey, Anton Jochen Friedel, Lutz und Petra Leibner, Ingo Güther, Edgar Hillmann, Ute und Uwe Behr, Jutta Kruse, Olaf Weisbach, Jutta und Uwe Tomaschewski, Bernd Markowski, Thomas Auerbach, Siegfried Reiprich, Christina Klingberg, Reinhard Klingberg, Beate Dittmar, Michael Blumhagen, Karsten Hahn, Gert Lehmann, Norbert R. Hackert, Kerstin Hergert, Robert Weber, Oliver Schwarz, Renate Ellmenreich, Uwe Sinnig, Michael Rost, Marianne und Ruth Schäfer, Ulrike Benkert, Frank Wendler, David Dulitz, Frank Töpel, Ulrich und Marianne Schlutter, Stefan Ziegan und Kerstin Graf. In memoriam, also im Gedenken, Matthias Domaschk. (Beifall)

Des weiteren will ich noch einen Gedanken aussprechen. Als ich zur Enquete-Kommission eingeladen wurde, mußte ich an die letzte Sitzung in Erfurt bzw. an einen Artikel, der danach erschien, denken, eine Art Interview mit Bischof Leich in der OTZ. Auf alle Fälle war da nicht die fette Überschrift „Verstrickung der Thüringer Landeskirche mit der Stasi aufgedeckt“, sondern „Entlastung der Kirche“. Das ist für meine Begriffe einfach ein Fakt. Leich stellt hier die Wahrheit auf den Kopf, das muß man schon sagen.

Derjenige, der etwas Kenntnis hat – und es gibt ja nun viele Veröffentlichungen bezüglich der Verstrickungen der Thüringer Kirche –, kennt diese Massen an IM und allen möglichen Auskunftspersonen, die für die Stasi arbeiteten und diese Gruppen, wie auch Tommy Auerbach sie mit führte, beobachteten und Maßnahmen ersannen bzw. diese in die Gruppen hinein beförderten, um sie zu zerschlagen und sie im Endeffekt außer Landes zu drängen.

Es geht in meinem speziellen Fall und im Fall von Ev Rub um bildende Kunst. Wir haben uns seit Jahren hier in Jena damit auseinandergesetzt. Wir haben versucht, offiziös und offiziell mit unserer Kunst an den Mann zu kommen, also sie zu verkaufen. Das ging natürlich nur über den Kunstverband der DDR, den Verband Bildender Künstler (VBK). In ihn sind wir nicht hineingekommen, weil wir nämlich eine andere Art Kunst gemacht und verfochten haben – neben unserer eigentlichen beruflichen Tätigkeit, muß ich hierzu sagen; ich bin von Beruf Steinmetz und Steinbildhauer und habe jahrelang in der Restaurierung gearbeitet, und Ev Rub hat erst studiert, und danach hat sie natürlich auch mit unseren drei Söhnen schwer zu tun gehabt und nebenbei Bilder gemalt. Wir haben unmißverständlich in der bildenden Kunst eine Haltung gezeigt, die natürlich in diesem Verband nicht auf Widerhall gestoßen ist, und so

sind wir immer im Abseits gewesen. Das endete dann im Endeffekt mit dem Herausdrängen aus der DDR.

Ich fange noch einmal beim Jahr 1976 an. Ich kam frischgebacken vom Grundwehrdienst in der Volksarmee. Ich war ein absolut toller Soldat, wie man so schön sagt auf neudeutsch, habe alles mitgemacht, war ein guter Sportler, habe bei der Armee auch eine Art Zeichenzirkel geleitet und habe mich dadurch in die SED einschleichen können. Sie können mir glauben, daß ich das wirklich bewußt gemacht habe. Ich habe immer im Hinterkopf gehabt: Man muß irgendwie in den Apparat hineinkommen, um etwas für die tun zu können, die im Abseits stehen.

Ich habe an diese Gruppe gedacht, junge Leute und Künstler, natürlich auch an uns beide, die ja offiziell in diesem Staat mit ihrer Art und Weise in der Kunstgeschichte etwas tun und verändern wollten. Deshalb habe ich versucht, eben die SED zu nutzen.

Es ist mir schwergefallen, aber es ist mir zum Teil gelungen, durch meine Mitgliedschaft in dem Verein – ich war zwei Jahre Mitglied, bis 1978 der Ausschluß kam – eine relativ große Ausstellung in Jena ins Leben zu rufen. An dieser Ausstellung habe ich ein Jahr gekurbelt.

Übrigens müssen Sie sich auch vorstellen: Ich hatte einen Freundeskreis, der mich wirklich in dieser Beziehung für verrückt erklärte, als ich plötzlich nach Biermanns Rausschmiß hier als SED-Kandidat auftrat. Das müssen Sie auch einmal unter dem Aspekt sehen. Wir haben ja Biermann persönlich gekannt, als Freund und gewisses Vorbild. Ich insbesondere war trotzdem der Meinung, daß ich in der Frage wirklich handeln müßte und meine Mitgliedschaft als solche wichtig wäre, um hier im Staate etwas zu verändern.

Es hat sich erwiesen, daß nach oder während unserer ersten Ausstellung im Pavillon Ernst-Thälmann-Ring – das war das Ausstellungsgebäude, ein kleiner Schuppen gegenüber vom Kino „Capitol“ – die Staatsicherheit an uns herantrat, an Ev und mich, und meine gekonnte Anpassungsfähigkeit an Situationen, mit Staatsorganen umzugehen, die dann auch in entsprechenden Interpretationen der Bilder gipfelte, zerstreute natürlich nicht den Blick, den diese von mir so genannte Kunstpolizei auf uns beide geworfen hat. Sie haben die Fragen eindeutig gesehen, die in den Bildern standen, auch die verschlüsselte Klarheit. „Die Verhaftung“ war natürlich eine allgemeine Verhaftung, die ich malte. Ich habe sie heute mitgebracht. Sie kann genausogut in Chile oder sonstwo passiert sein, aber sie haben sich eben wiedererkannt.

Das habe ich dann Jahre später auch in entsprechenden Protokollen im Gefängnis um die Ohren bekommen, und da konnte ich nicht mehr lügen und interpretieren. Ich habe es versucht, ich habe wirklich diese angelernte DDR-Tätigkeit, die Doppelzüngigkeit und dieses Sich-herüber-Retten durch ein geschicktes Lavieren und Diplomatisieren – so will ich einmal sagen – probiert, aber es ging danach nicht mehr.

Die Staatssicherheit hat von mir erfahren, daß wir eine „Interessengemeinschaft Bildende Kunst“ in dieser Zeit gründen wollten, und ich habe diese Interessengemeinschaft sogar noch gründen können, obwohl die Staatssicherheit nach drei Gesprächen aus unserer Wohnung direkt hinausgeflogen ist, denn wir beide sollten als Spitzel geworben werden und haben es nicht gemacht.

Das erste Gespräch bei der SED-Kreisleitung endete mit einer makabren Geschichte, die ich auch in der Akte fand, nämlich daß ich für einen sehr guten IM gehalten wurde. Sie wollten mir eine IM-Tätigkeit aufdrücken. Die SED-Kreisleitung war bei der ersten Sache sehr im Spiel und versuchte, mich dort immer einzufangen. All die Bilder von damals kommen wieder hoch, wenn man anfängt zu erzählen.

Ich wollte wieder versuchen, mit dem, was wir taten, in die Legalität zu kommen, nicht nur, die Kunst legal an den Mann zu bringen – das war ohnehin nicht mehr möglich –, aber unsere kritische Haltung im allgemeinen zu den Fragen dieser Zeit zu zeigen, nämlich zum Kriegsrecht in Polen, das damals anstand – das war eine wichtige Sache. Wir, das heißt viele meiner Freunde, haben auch im nachhinein den Wehrdienst mit der Waffe verweigert, und einige sind auch ins Gefängnis gekommen. Mir haben sie es nur angedroht, ich bin zu diesem Zeitpunkt nicht geholt worden. Es ging auch um die kritische Haltung zur Nachrüstung, was eine außerordentlich große Rolle für uns gespielt hat.

Die Friedensbewegung in der DDR hat versucht, nun den Schulteranschlag zur Friedensbewegung im Westen zu erreichen, und wir wollten versuchen, daß Deutschland von Atomraketen frei bleiben und daraus kein neuer Kriegsschauplatz entstehen sollte. Das war für uns ein ganz, ganz wichtiger Grund, da einzuhaken und eine Eigenständigkeit zu zeigen.

Diese „Friedensgemeinschaft Jena“, die entstand, wurde natürlich in ihren Anfängen schon ad absurdum geführt und erstickt. Die Evangelische Landeskirche versuchte, uns insbesondere durch Bischof Leich nach der Haftentlassung am 1.3.1983 – wir waren zwischenzeitlich 6 Wochen in der U-haftanstalt in Gera – auszugrenzen. Auf internationalen Protest, wie Roland Jahn schon erwähnt hat, sind wir herausgekommen.

Wir haben danach mit dem Bischof ein längeres Gespräch gehabt. Er hat uns eindeutig gezeigt, daß wir in der Kirche keinen Platz haben bzw. mit unserer Anmaßung und Haltung, mit der wir in politischer Richtung wirksam werden wollten, unter dem Dach der Kirche keinen Platz finden würden. Superintendent Siebert, der hier in Jena tätig war, hat uns dann seine Privatwohnung zu internen Gesprächen, die natürlich in gewisser Weise auch öffentlich waren, angeboten. Das war ein erster Schritt.

Dieses erste Gespräch fand dann am 27.3.1983 statt. Es war ein großer Kreis da, der in einer Art Solidargemeinschaft die Ziele und Aufgaben dort verlas.

Insbesondere muß ich hier die Frauen Thea Rost und Ute Hinkeldey erwähnen, die diese Ziele im wesentlichen mit Roland Jahn gemeinsam ausarbeiteten.

Wir sind dann auf eine Sphäre gestoßen, die uns diese ganze Aktion „Friedensgemeinschaft“ und „Friedensbewegung in Jena“ auch sehr kaputtgemacht hat, nämlich auf unser „Innen“ selbst, auf unsere Ideologisierung der ganzen Sache,

Roland Jahn hat schon erwähnt, daß wir die Leute ausgegrenzt haben – und ich war einer der Schlimmsten dabei –, die aus diesem System weg wollten. Ich habe immer gesagt, es gibt keine Alternative, die besser als diese Seite Deutschlands, nämlich die bessere, progressive Geschichte der DDR, ist. So geschichtsgläubig war ich, das muß ich einfach sagen, trotz Verhaftung. Ich habe wirklich Leute aus der Friedensgemeinschaft herausgedrängt, die sich dort mit ihrem Ziel aufzuhalten haben. Das muß ich mir heute einfach zum Vorwurf machen, daß ich die Bürgerrechte überhaupt nicht wahrnahm, das, worum es wirklich ging.

Wir entbehrten dann leider durch die Ausreise der Freunde, die im Gefängnis unter dem psychischen Druck fast alle einen Ausreiseantrag gestellt haben, einer gewissen Grundlage. Wir haben kaum noch eine Gemeinschaft gehabt.

Ich muß auch sagen, daß ich zu den Berliner Friedensbewegten keine starke Beziehung hatte, außer daß wir in der Kirche von Herrn Eppelmann immer mal ein Bild ausstellen konnten, zur Friedensdekade zum Beispiel; ich habe auch einmal eine Lesung gemacht. Die Leute mißfielen mir, weil sie einfach in meinen Augen ein bißchen zu elitär waren. Dieses Hauptstadtgeklüngel über die Grenze hinweg, mit diesen Typen, die immer von drüben kamen und sie mit irgendwelchen Unterlagen bestückten und beschenkten, hat mir nicht gepaßt, obwohl es ein Schutz war. Es war ein Schutz, aber ich habe es innerlich abgelehnt, da mitzutun. Ich wollte meinen eigenen Weg und wollte da wahrscheinlich spinnen. – Es gefällt mir, wenn ich das einmal einfach so von der Leber weg sagen darf.

Wir sind in die Lage versetzt worden, zu weiteren Verunsicherungsgesprächen zu jedem erdenklichen Staatsfeiertag bzw. zu jedem Delegationstreffen – Jena ist Universitätsstadt – geholt zu werden. Ich wurde früh mit dem Toni-Wagen abgeholt, und danach gab es ein längeres Gespräch auf der Stasi, bei dem ich mehr oder minder zu meinen Standpunkten examiniert wurde. Ich war so blöd, ich habe wirklich immer mit der Stasi gesprochen und habe nicht gemerkt, daß sie mich eben weichknüppeln wollten.

Zum Schluß war Ev Rub so fix und fertig – sie wollte immer weg aus diesem drangsalierenden System –, daß sie einen Ausreiseantrag stellte, und nachdem ich mit der Stasi über Möglichkeiten gesprochen hatte – sie sind an mich herangetreten –, alles, was wir besaßen, auch unsere gefährlichen Bilder, mitzunehmen, habe ich dann bejaht. Wir durften den Umzug 1985 sogar in Ostmark bezahlen. Es war nicht so, wie der Stasi-Offizier erst vorschlug,

daß es unser Freund Jürgen Fuchs in Westmark für uns auslegt. Das haben wir nicht gemacht.

Ich will zum Schluß sagen, daß die Leichen und die Unterdrückung nicht einfach Preis der Geschichte sind. Es muß wirklich in allen Punkten eine Wahrheit hergestellt werden; das sind wir uns selbst schuldig. Deshalb habe ich auch hier so geredet. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Vielen Dank an Frank Rub, daß er auch so offen von seinen eigenen Problemen bei der Rückkehr nach Jena gesprochen hat. Er ist wieder da und stellt sich auch seiner eigenen Vergangenheit – das finde ich ganz toll.

Jetzt spricht als letzter in dieser Runde, bevor danach Jürgen Fuchs noch einmal zu Wort kommt, Siegfried Reiprich. Er ist auch jemand, der eine lange Reise hinter sich hat, und er kann viel erzählen, denn er war einige Zeit in Westdeutschland und hat da einige Dinge erlebt, die für uns im Westen wichtig sind.

Siegfried Reiprich: Vielleicht gelingt es mir doch, mich kürzer zu fassen, als es Frank in seiner Leidenschaft konnte.

Aber ich finde es ganz toll, daß du zum Beispiel jetzt klar gesagt hast, daß du dir jetzt noch sehr ernsthaft darüber Gedanken gemacht hast, wie schlecht es war, Leute, die einfach nur weg wollten, auszugrenzen. Ich bin auch relativ früh in den Westen geraten, 1981, aber bei mir war es wirklich eine bewußte Entscheidung.

Das Thema der Veranstaltung lautet ja „Motivationen, Möglichkeiten und Grenzen widerständigen und oppositionellen Verhaltens“. Eigentlich möchte ich vor allen Dingen etwas über die Grenzen sagen, um es ganz kurz zu machen. Die Frage nach der Motivation lassen wir einmal weg, weil wir heute doch lernen konnten, daß, wann auch immer einer Opposition in einer Diktatur Köpfe weggeschlagen werden, doch neue nachwachsen. Das scheint fast so eine Art menschliches Naturgesetz zu sein – Gott sei Dank.

Zu den Möglichkeiten möchte ich nur ganz knapp bemerken, daß ich mich beim Studium von Stasi-Akten gewundert habe, wie schlecht die Staatssicherheit oft gearbeitet hat, was sie alles nicht mitbekommen hat und wie sehr es doch auch möglich war – zumindest in unserer Zeit, in den siebziger Jahren –, sich durch Einhaltung einfacher Regeln zu schützen, der Regel zum Beispiel, daß man Petitionen mit einer Schreibmaschine schrieb und verbotene Bücher mit der anderen abschrieb und dann verteilte.

Ich muß ganz kurz noch etwas zu meiner Person sagen, damit Sie den Zusammenhang verstehen können. Ich bin in Jena geboren, Jahrgang 1955, habe 1973 hier Abitur gemacht, habe dann im Arbeitskreis Literatur und Lyrik, der von Lutz Rathenow schon erwähnt wurde, mitgearbeitet, habe 1975 ein Philosophiestudium begonnen, bin dann in hohem Bogen hinausgeflogen, zum

„Ausschluß vom Studium an allen Universitäten, Hoch- und Fachschulen der Deutschen Demokratischen Republik“ verurteilt worden, insbesondere wegen einer solidarischen Haltung zu Wolf Biermann und Jürgen Fuchs, der Weigerung, für die Staatssicherheit zu arbeiten, wegen der Kritik am Einmarsch der „Bruderstaaten“ in die Tschechoslowakei 1968.

Die SED hat mir da etwas Gutes getan. Ich wurde nämlich in die „herrschende Klasse“ hinabgestoßen, ins Proletariat. In meiner Zeit bei Schott Jena haben mir die Kollegen der Brigade „Roter Oktober“ so gewisse sozialistische und kommunistische Flausen ausgetrieben, und ich habe mich in dieser Zeit vom Sozialisten oder idealistischen Kommunisten zum Sozialdemokraten gewandelt.

1981 war die Situation so, daß die Staatssicherheit mich mehr oder weniger deutlich vor die Alternative stellte, doch im Knast zu landen oder in den Westen zu gehen. Da haben wir noch darüber nachgedacht, und ich verdanke es insbesondere der praktischen Vernunft meiner Frau, dann diese bedingte Kapitulation eingegangen zu sein, für die ich mich nicht geschämt habe, die ich auch verteidigt habe.

Ich hatte aber dann noch die Illusion, man könnte im Westen so etwas wie eine Emigrantenunterstützung für die Bewegung hier im Lande aufbauen. Der Weggang – ich finde, daß das eigentlich ein euphemistischer Begriff ist; wenn man hinter dem Menschen das Haus anzündet, und er springt aus dem Fenster, ist er eigentlich nicht weggegangen – aus der DDR war schon der Erkenntnis geschuldet, daß ich glaubte, es würde in der DDR kein KOR wie in Polen und keine „Charta 77“ geben; zumindest würde es nicht gelingen, in dem Maße eine demokratische Gegenöffentlichkeit aufzubauen.

Jetzt sind wir bei den Grenzen. Da möchte ich zu drei Punkten etwas sagen.

Der erste Punkt ist: Ich glaube, daß wir als nachgewachsene Opposition, nachdem uns ja schon so viele Köpfe aus Ihrer Generation weggeschlagen worden waren, die wir gar nicht kannten – so perfekt totalitär war das Regime –, doch relativ isoliert von der DDR-Bevölkerung waren.

Der zweite Punkt, der natürlich extrem schädlich war, war der „staatsfreundliche Menschenhandel“ zwischen den beiden deutschen Staaten. Sie kennen ja den Ausdruck „staatsfeindlicher Menschenhandel“ für Fluchthilfe, und wenn ein Staat wie die DDR so einen Begriff prägte, mußte es ja auch einen „staatsfreundlichen Menschenhandel“ geben. Das war genau der, der insbesondere bewirkt hat, daß die Opposition ausblutete. Ich bin im Westen immer mehr fast zu der Befürchtung gekommen, daß weite Teile des westdeutschen Establishments das durchaus wollten.

Der dritte Punkt ist die westdeutsche Politik, die ich ganz kurz mit „Von der Entspannung bis zum Appeasement“ überschreiben möchte.

Zu diesen drei Punkten möchte ich etwas sagen, zuerst zur Bevölkerung. Ich

glaube, daß die Stimmung und die Isolation in einem Land wie Polen oder der Tschechoslowakei doch ganz anders war. Wir müssen uns alle, wenn wir über die Geschichte der DDR nachdenken, immer wieder klarmachen, daß das vielleicht ein ganz besonderes Land in Europa war, denn es war ein Land, das in wenigen Jahren, von 1949 bis 1961, ja schon fast 20 % der Bevölkerung verloren hatte. Wo gab es das sonst?

Man konnte sogar in DDR-Statistiken nachlesen, daß es 1949 fast 20 Millionen Einwohner gegeben hatte; zum Schluß, 1989, waren es nur noch 16 Millionen. Ich denke, historisch betrachtet, daß ein Land so etwas kaum verkraften kann. Da kann zwar wieder Opposition nachwachsen, aber ohne erfahrene und ältere Führer – diese Rolle konnte auch Robert Havemann nur ungenügend ausfüllen – kann, objektiv gesehen, eigentlich nichts daraus werden.

Ich denke, daß wir von vielen in der Bevölkerung scheel angesehen, für Spinner gehalten und nicht ernst genommen wurden, wozu auch unsere eigene sozialistische Borniertheit beitrug; das möchte ich auch sagen. Das lag eben an dieser besonderen Situation.

Günter Gaus hat in seinem Buch „Wo Deutschland liegt“, das ich sonst ziemlich unsäglich finde, von dieser besonders kleinbürgerlichen DDR-Bevölkerung, wo es eben kaum noch Bourgeoisie und Adel, auch wenn sie deklassiert waren, gab, gesprochen. Das war ein Fakt.

Zum „Menschenhandel“ ganz kurz, auch wenn man sehr lange darüber diskutieren könnte: Natürlich habe auch ich davon profitiert, daß ich nicht in Bautzen verfault bin, sondern in den Westen freigekauft wurde, aber ich meine – das ist nur eine These, die ich einfach einmal in den Raum stellen möchte –, wenn es eine geistige Front der Solidarität im Westen, sehr viel breiter, als sie bei einzelnen edlen Exemplaren von Politikern wie Gert Weisskirchen da war, gegeben hätte, wäre es sehr viel leichter gewesen, in der DDR zu bleiben und auch Haft und Unterdrückung zu ertragen. Das ist meine These.

Jetzt zur westdeutschen Politik: Ich bin nach kurzer Zeit in der Friedensbewegung dann zur SPD gegangen, habe in Schleswig-Holstein Ozeanographie und Geophysik studiert. In der schleswig-holsteinischen SPD waren meine Erfahrungen sehr ambivalent. Es gab zwar sehr nette Leute, die mich für die Friedrich-Ebert-Stiftung vorschlugen, und von da bekam ich auch ein Stipendium, was aber vor allen Dingen – so hoffe ich – auf den sehr guten Leistungen beruhte.

Ich muß knapp sagen: Ich habe eigentlich in der gesamten westdeutschen Sozialdemokratie, soweit ich es als kleines Parteimitglied von 1981 bis 1989 mitbekommen habe, so gut wie niemanden kennengelernt, der eine halbwegs realistische Vorstellung von der tristen Realität der DDR hatte. Dazu nur eine kleine Episode:

Einen Kumpel, einen Freund von der Ebert-Stiftung, einen jungen Genossen, heute Pressesprecher der SPD-Fraktion im Landtag von Schleswig-Holstein, Uwe Danker, habe ich öfter einmal bei Veranstaltungen des Vertrauensdozenten der Ebert-Stiftung getroffen, eines sehr integeren Mannes, Prof. Braun in Kiel, und ich wurde natürlich auch immer wieder zur DDR gefragt, merkte aber, daß es irgendwie unangenehm ist, darüber zu sprechen.

Er hat jetzt, 1989, als wir uns mal wieder trafen, gesagt, er müsse sich bei mir entschuldigen. Ich sagte, das verstehe ich nicht ganz, und er meinte: „Wenn du über die DDR geredet hast, habe ich dir eigentlich nie geglaubt. Ich dachte, du bist halt so ein verbitterter Dissident, ein bißchen geschädigt, nicht ganz objektiv, befangen. Eigentlich hast du ja immer untertrieben.“ Ich erwiderte: „Na klar, ich habe versucht, euch die bittere Realität in homöopathischen Dosen beizubringen, aber das hat nicht viel genutzt.“ (Lebhafter Beifall)

Er hat mir dann noch erzählt, welcher Geist im Friedensforschungsinstitut bei Egon Bahr in Hamburg, wo er auch einmal war, herrschte, und das hat mir dann ziemlich gereicht. Daß gerade er mir nicht geglaubt hat, hat mich neben der Tatsache, daß ich nicht mehr in derselben Partei wie der IM „Sekretär“ sein wollte, zum Austritt aus der SPD geführt (Beifall aus dem Publikum), aber es hat natürlich auch weh getan, und es tut auch noch heute weh. Dieser Uwe Danker war ein wirklicher demokratischer Sozialist und hat auch gegen Widerstände in der Partei in den achtziger Jahren Solidaritätsveranstaltungen für Solidarnosc in Kiel als Juso organisiert, also war durchaus jemand, der überhaupt nichts für die Diktatur übrig hatte. Aber auch er wollte es nicht wahrhaben, daß das so war.

Ein anderes Beispiel noch: 1987 war ich nicht in Deutschland, sondern saß in der Antarktis auf der Forschungsstation „Georg von Neumayer“. Ich habe, als Herr Honecker zu dem berühmten, jetzt so oft diskutierten Besuch im Westen war, mit großer Freude über die Deutsche Welle mitbekommen, Honecker habe verkündet, daß alle Ex-DDR-Bürger, die bis zum Stichtag Anfang der achtziger Jahre in den Westen gekommen waren, wieder reisen dürften.

Es gab ja immer das Problem der Leute mit Einreiseverbot in die DDR, zu denen ich auch gehörte. Als ich dann 1988 aus der Antarktis zurückkam, habe ich ernsthaft geglaubt, zur Beerdigung meiner Oma fahren zu dürfen, und das wurde nichts.

Ich habe dann verschiedene Dinge versucht, um die Aufhebung eines solchen Einreiseverbots zu erwirken. Unter anderem habe ich über den schon erwähnten Prof. Braun den späteren Sozialminister Schleswig-Holsteins Günther Jansen gebeten, sich bei einem der vielen Gespräche, die mit der SED-Bezirksleitung Neubrandenburg im durchaus freundschaftlichen Du-Ton geführt wurden, für mich zu verwenden und diesen Fall anzusprechen, sich dafür zu verwenden, daß auch jemand wie ich wieder einmal in die DDR fahren kann, zur Familie. Das hat Günther Jansen, soweit ich mich noch

erinnere, mit der Begründung abgelehnt, das sei eher kontraproduktiv, im Fall von Dissidenten schlafende Hunde zu wecken oder zu provozieren oder was auch immer.

Ich war ja noch willens, diese Kröte zu schlucken, mir zu sagen, vielleicht ist das Diplomatie, vielleicht muß ich wirklich höhere Gesichtspunkte akzeptieren, aber derselbe Günther Jansen fand überhaupt nichts dabei, sich Mitte der achtziger Jahre auf ein Militärboot der NVA-Grenztruppen zu stellen – er fuhr also von östlicher Seite die Elbe längs – und zu verkünden, daß doch eigentlich die Elbgränze durchaus in der Mitte verlaufen könnte – das gehörte zu den Geraer Forderungen Honeckers –, wenn man sich dann einigte, daß schleswig-holsteinische Fischer vielleicht in der Lübecker Bucht fischen könnten, und auch sehr freundliche Worte zur Notwendigkeit der Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft zu finden.

Selbst wenn er der Überzeugung gewesen wäre, daß dies politisch nötig ist – man muß sich das einmal vorstellen: Da setzt sich ein westdeutscher Sozialdemokrat auf ein Kanonenboot der DDR – das waren ja schließlich die Knastwächter dieses Wohnghettos DDR, die da herumfahren – und verkündet die Geraer Forderungen Honeckers. So war es halt, und das ist kein Einzelfall gewesen, was die Stimmung in Teilen der Partei anbetrifft.

Aber es muß diskutiert werden. Ich halte westdeutsche Vergangenheitsaufarbeitung für ganz wichtig, denn unter all diesen Umständen – „staatsfreundlicher Menschenhandel“, Isolation von der DDR-Bevölkerung, die ja so viele Verluste erlitten hatte, und dann eine bis zum Appeasement umkippende Entspannungspolitik – hatte die Opposition keine Chance, eine wirkliche eigene demokratische Revolution zu machen, bis hin zu einem Staatspräsidenten, der von mir aus nicht Václav Havel heißen muß. – Jürgen, du hättest das auch machen können. (Zustimmung)

Eine letzte Episode noch: Björn Engholm war schon ein halbes Jahr bei uns Ministerpräsident, da gab es eine große Freudenfeier in der Kieler „Räucherei“. Ein halbes Jahr später hat eine Landtagsabgeordnete aus dem Parteibeziirk, zu dem ich gehörte, einen kleinen Rechenschaftsbericht gemacht, und danach durften wir sie etwas fragen. Ganz zum Schluß habe ich sie gefragt, mit welcher Begründung Schleswig-Holstein nicht mehr für die Erfassungsstelle von DDR-Menschenrechtsverletzungen in Salzgitter zahlt. Die Reaktionen waren sehr differenziert, allerdings war keiner von den Anwesenden auf meiner Seite. Es gab regelrecht feindselige Blicke. Die Landtagsabgeordnete sagte dann, das ist eben unsere Friedenspolitik. Ich erzählte von Freunden, die im Knast waren, die wußten, daß die Angst der potentiellen Folterknechte dort vor Übergriffen schützt. Da gab es von den wenigen Arbeitern in der SPD, einem alten Sozialdemokraten vom Kieler rechten Ufer, wo einmal der Matrosenaufstand losbrach, HDW-Arbeiter-Viertel, die Bemerkung: „Ach,

Junge, ich war ja auch einmal so ein Rechter, aber ich bin der Meinung, das bringt alles nichts.“ Er meinte so etwas wie Salzgitter.

Das war also ein resignativer Standpunkt. Ein anderer Standpunkt war der: Keinen kalten Krieg, nicht provozieren, außerdem gibt es ja noch ganz andere Menschenrechtsverletzungen, zum Beispiel die Verletzung von sozialen Rechten hier im bösen Westen, wo viele Menschen arbeitslos sind. – Dieses komische, verschwiemelte Denken hat eben auch zur Stabilisierung der SED-Diktatur beigetragen, und es muß diskutiert werden.

Ich hatte damals gesagt: „Ihr könnt euch doch nicht mit einer Kraft verbünden, die historisch zum Untergang verurteilt ist, und Leute ignorieren, denen die Zukunft gehört.“ Das war also sehr kühn, klingt jetzt vielleicht sogar ungläubwürdig. Es haben auch viele gelacht, als ich das gesagt habe.

Ganz zum Schluß möchte ich aber, weil heute ein paar mal gesagt wurde, daß auch die Gruppe um Havemann eher nur den Sozialismus verbessern wollte, daran erinnern: Ich denke, daß aus dieser marxistischen Tradition der Opposition in der DDR durchaus auch eine gewisse revolutionäre Vernunft oder Intelligenz kam, denn man kann nachlesen: Jemand wie Robert Havemann hat nie an die Überlebensfähigkeit des Sowjetsystems geglaubt. Er hat wörtlich immer wieder geschrieben, am Schicksal der politbürokratischen Diktaturen werde sich der Grundsatz der griechischen Tragödie bewahrheiten: Die Menschen führen ihr Schicksal herbei, indem sie es abzuwenden trachten. Er hat gesagt, es ist nicht die Frage, ob dieses System zusammenbricht, sondern wie, ob es Krieg gibt, unter welchen Schlägen oder Erdbeben das zusammenbricht.

Gut, er hat an den demokratischen Sozialismus geglaubt, ich tue es heute nicht mehr. Ich halte auch zum Beispiel Aktiengesellschaften nicht unbedingt für Teufelswerk. Ich bin eher Sozialdemokrat in dem Sinne, wie es einmal der schwedische Finanzminister gesagt hat: „Was ist demokratischer Sozialismus? – Kapitalismus mit menschlichem Antlitz.“ Aber auch dafür lohnt es sich ja. (Lebhafter Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Gert Weisskirchen (SPD): Das zeigt, daß noch eine ganze Menge, insbesondere im Westen Deutschlands, aufzuarbeiten ist.

Roland Jahn und Jürgen Fuchs, was denkt ihr dabei, wenn ihr jetzt von Berlin auf eure ehemalige Heimatstadt, die es immer noch ist, blickt? Vielleicht habt ihr auch sonst noch am Schluß etwas zu sagen.

Roland Jahn: Ich glaube, man hat sich diese Stadt über Jahre hinweg sehr verklärt. Als ich das erste Mal wieder zurückkam, hatte ich immer noch die Bilder von damals, als ich gefesselt im Polizeiauto Richtung Westgrenze abtransportiert worden bin, im Kopf – schönes Wetter, das Saaletal –, und als ich zurückkam, als die Mauer fiel, habe ich eine kleine, graue, dreckige Stadt gesehen. Man hat nicht mehr gewußt, in welcher kleinen, grauen, dreckigen